1,20 DM / Band 105

Neuer Roman

BASTEI

GESPENSTER-KRIMI

Zur Spannung noch die Gänsehaut

In Satans Diensten

JASON DARK

Abgeschlossener Roman

Schweiz Fr 1,50



In Satans Diensten

Gespenster Krimi Nr. 105

von Jason Dark

erschienen am 16.09.1975

Titelbild von Vampus

Sinclair Crew

In Satans Diensten

»Endlich!«

Mit einem befreiten Seufzer ließ sich Ramona Navarra auf den Garderobenstuhl fallen.

Noch schwach war der Beifall aus dem Zuschauerraum zu vernehmen, und ein schmerzliches Lächeln umspielte Ramonas Lippen. Sie überlegte ernsthaft, ob sie noch mal hinausgehen sollte, um den Applaus einzufangen, ließ es dann aber bleiben.

Zu kindisch kam es ihr vor. Ein Jahr Pause! Zwölf Monate keine Proben, keine Auftritte – nichts mehr.

Der Star verschwand von der Bildfläche, breitete für 365 Tage den Mantel des Vergessens über sich.

Ob sie das durchhalten würde? Und was würde das Publikum sagen? Wie würde es reagieren?

Abermals seufzte Ramona Navarra auf. Dann hob sie den Kopf und blickte in den Spiegel.

Sie war noch immer schön. Trotz ihrer sechsunddreißig Jahre.

Aber sie wußte auch, daß unter der dicken Schminkschicht die ersten Falten lauerten. Eine Tatsache, die in ihrem Beruf doppelt so schwer wog wie bei einer normalen Frau.

Ramona Navarra – die Königin des Chansons, so wurde sie genannt. Sie hatte die ganze Welt gesehen, in fast allen Ländern große Triumphe gefeiert und ein Vermögen verdient.

Geld, mit dem sie sich jetzt ihre Schönheit und Jugend zurückkaufen wollte.

Mit einer automatischen Bewegung griff Ramona zu einem Plastikumhang und legte ihn sich um die makellosen Schultern.

Dann nahm sie die Abschminkdose und verteilte die geleeartige Masse in einer dicken Schicht über ihr Gesicht.

Die Tür wurde geöffnet.

Ramona wandte sich ärgerlich um, sie wollte nun niemanden sehen. Aber es war nur die Garderobenfrau. Sie trug zwei wundervolle Rosensträuße in den Händen, hinter denen ein Teil ihres Oberkörpers fast verschwand.

»Die letzten Sträuße, Señora«, sagte die Frau. »Sind sie nicht wunderbar?«

»Legen Sie sie auf den Tisch«, erwiderte Ramona gleichgültig und wandte ihr Gesicht wieder dem Spiegel zu.

Die Garderobiere trat an ihre Seite. Es war eine etwas füllige Person, knapp über fünfzig, und Ramona kannte sie schon lange.

»Sie waren großartig, Señora«, schwärmte die Frau. »So habe ich Sie noch nie erlebt. Von diesem Auftritt wird man in Madrid noch lange sprechen.«

»Hoffentlich, Alva, hoffentlich.«

»Aber Señora. Sie haben doch keine Angst, daß man Sie vergißt. Eine Frau wie Sie. Nein, das kann ich mir nicht vorstellen.«

Ramona lachte auf. »Haben Sie eine Ahnung, wie das Publikum reagiert, Alva. Die Leute vergessen so schnell. Eine andere kommt, eine Jüngere…«

»Was können diese Hüpfer schon gegen sie ausrichten? Nein, ich bleibe bei meiner Meinung. Aber warum machen Sie ein Jahr Pause? Ich habe mich nie getraut zu fragen. Wo werden Sie hingehen?«

Ramona drehte sich auf ihrem Stuhl. »Das, meine liebe Alva, werde ich Ihnen nicht verraten. Es muß ein Geheimnis bleiben. Meinetwegen könnte es jeder wissen, aber ›ER‹ will es nicht.«

»Wer ist dieser…«

»Keine weiteren Fragen mehr, Alva«, sagte Ramona. »So, und nun reichen Sie mir bitte das Abschminktuch.«

»Bitte, Señora.«

Die Sängerin wischte sich die Schminke aus dem Gesicht. Jetzt sah sie ihre Haut, wie sie wirklich war. Die kleinen Falten um die Augen und Mundwinkel. Und trotzdem – Ramona Navarra war noch immer eine berückend schöne Frau. Ihre Haare waren lackschwarz und fielen wie ein Vorhang bis auf die Schultern. Die Augen waren groß und dunkel, und wer tief in sie hineinblickte, hatte das Gefühl, in einem unendlich tiefen See zu ertrinken.

Aber aus diesen Augen sprach auch die Leidenschaft und das Temperament, das in ihr schlummerte. Ramona wischte nur den Rest der Abschminke von ihrem Nasenrücken, stand dann auf und schlüpfte aus dem engen, langen Kleid.

Sie trug nur noch BH und Slip. Auf ein Korsett konnte sie verzichten. Im Gegensatz zu mancher Kollegin.

Während sie sich wieder hinsetzte und ein leichtes Make-up auflegte, kämmte die Garderobiere die langen Haare aus. Sie erzählte dabei von ihrer Familie, aber Ramona hörte gar nicht zu.

Sie war mit ihren Gedanken weit in der Zukunft.

Schließlich war Alva fertig. Sie ging zum Schrank und reichte Ramona einen hellroten Pullover und einen flaschengrünen Wildlederhosenanzug. Ramona schlüpfte in die Sachen, die wie eine zweite Haut ihren Körper umschmiegten. Mit einer raschen Kopfbewegung schüttelte sie die langen Haare in den Nacken.

Alva sah ihr dabei zu, und plötzlich stahlen sich Tränen in ihre Augen. Sie wußte, daß es ein Abschied war.

»Aber Alva«, sagte die Sängerin. »Sie brauchen doch nicht zu weinen. Sie tun gerade so, als wären sie auf meiner Beerdigung.«

Ramona Navarra ahnte nicht, wie nah sie damit der Wahrheit schon war…

Alva zog die Nase hoch und holte dann erst ein Taschentuch aus ihrem Kittel.

»Es ist die reine Gewöhnung, Señora.«

»Ist ja schon gut.« Ramona faßte die Frau an beiden Schultern und hauchte ihr einen Kuß rechts und links auf die Wangen.

»Jetzt müssen Sie aber wirklich gehen, Alva.«

»Ja, Señora. Adios.«

Die Garderobiere ging zur Tür, sah sich noch einmal um und verschwand dann nach draußen.

Ramona Navarra ließ sich in einen Sessel fallen. Mit verlorenem Lächeln betrachtete sie die beiden Rosensträuße.

Ein unbekannter Verehrer hatte ihr diese Blumen geschickt.

Ramona griff zu den Zigaretten und zündete sich ein Stäbchen an.

Genußvoll blies sie den Rauch durch die Nase, Sie hatte noch Zeit. Erst in einer Stunde wollte sie die Männer treffen.

Schließlich war es soweit. Ramona Navarra mußte sich auf den Weg machen.

Das Theater hatte sich inzwischen geleert. Auch das Personal war gegangen.

Ramonas Absätze klapperten laut, als sie über den langen Gang dem Notausgang zustrebte.

Die Sängerin besaß einen Schlüssel und schloß auf. Schnell huschte Ramona durch den Türspalt.

Kühle Nachtluft traf ihr Gesicht. Am Tag war es ziemlich heiß gewesen, aber jetzt hatte es sich zum Glück abgekühlt.

Ramona war in einem Hof gelandet. Sie mußte den Theaterbau umgehen, damit sie zu ihrem Wagen gelangte.

Die Sängerin kannte Schleichwege. Schließlich stand sie auf dem Parkplatz. Ihr kanariengelber Lamborghini stand direkt neben einer Mauer. Die Autoschlüssel hielt Ramona schon in der Hand.

Plötzlich löste sich eine Gestalt von der Mauer.

Erschreckt fuhr die Sängerin herum.

»Ramona«, zischte eine Stimme.

Die Frau schlug beide Hände vor die Brust. »Himmel, Carlos, hast du mich erschreckt.«

»Verzeihung, aber das wollte ich nicht.«

Carlos Ortega war einer ihrer hartnäckigsten Verehrer. Der vierzigjährige, gutaussehende Mann besaß eine Anzahl Hotels an der Costa Brava, die es ihm ermöglichten, ein Playboy-Leben zu führen. Carlos Ortega hatte eigentlich schon alles mitgemacht, bis er Ramona kennenlernte und sich hoffnungslos in sie verliebte. Die Heiratsanträge konnte er schon gar nicht mehr zählen, aber die Sängerin hatte immer abgelehnt. Trotzdem gab Ortega nicht auf.

»Ich muß mit dir reden, Ramona.«

Die Frau schüttelte den Kopf. »Nein, Carlos. Ich weiß, was du sagen willst, aber es hat keinen Zweck. Du bringst mich von meinem Entschluß nicht ab. Tut mir leid für dich.«

Ramona schloß den Wagen auf und wollte sich hinter das Lenkrad setzen.

»Moment.« Carlos Ortega sprang vor. Er faßte Ramona an der Schulter und zog sie zurück. »So haben wir nun doch nicht gewettet.«

»Laß los!« fauchte die Sängerin. »Du tust mir weh.«

»Gut.« Carlos senkte die Hand. »Aber ich will eine Erklärung. Glaubst du denn, du kannst so mir nichts dir nichts für ein Jahr verschwinden? Ich habe ein Recht darauf, zu erfahren…«

»Ein Recht?« rief Ramona. »Daß ich nicht lache! Ich habe keinem gesagt, wo ich hingehe, und auch dir werde ich es nicht unter die

Nase binden. Und jetzt laß mich in Frieden.«

Ortega war unwillkürlich einen Schritt zurückgetreten. Diese Chance nutzte die Sängerin aus.

Ehe Ortega sich versah, hatte sie sich in den Sitz geworfen, die Tür zugeknallt und verriegelt.

Ortega stieß einen leisen Fluch durch die Zähne, trommelte gegen die Scheibe.

Doch da sprang der Motor schon an. Mit einem Kavalierstart rauschte Ramona davon.

Ortega mußte zurückspringen, um nicht von dem Wagen erfaßt zu werden.

»Na warte!« knurrte der Mann. »So leicht kommst du mir nicht davon.«

Carlos Ortega war verrückt nach dieser Frau. Er mußte sie haben. Bisher hatte ihm noch keine widerstehen können, und bei Ramona Navarra sollte es nicht anders sein.

Aber Ortega wußte auch, daß diese Frau ihren Stolz hatte. Und gerade das machte ihn wütend. Er nahm sich fest vor, noch in dieser Nacht mit Ramona Navarra zu schlafen.

Sein Mercedes-Coupé parkte auf der Straße. Jetzt ärgerte Ortega sich, daß er den Wagen nicht auf dem Parkplatz abgestellt hatte. Mit einem wütenden Fluch wandte er sich um und hetzte mit Riesenschritten zu seinem Flitzer.

Schon bald saß er hinter dem Steuer, startete und rauschte davon. Er wußte, wohin Ramona fahren würde. Zu ihrer Wohnung. Und dort wollte er sie abfangen.

Carlos Ortega ahnte nicht, daß ihn das Grauen erwartete…

***

Immer wieder blickte Ramona Navarra in den Innenspiegel. Sie wußte, daß Carlos Ortega hartnäckig war, und sie konnte sich auch gut vorstellen, daß er sie nicht so einfach fahren ließ. Sicher würde er die Verfolgung aufnehmen. Und was noch schlimmer war, er kannte ihre Adresse.

Ramona biß sich auf die Lippen.

Ihre langen Finger hielten das Lenkrad fest umklammert. Die Sängerin saß längst nicht so gelöst wie sonst in dem Schalensitz.

Man merkte ihr an, wie nervös sie war.

Eine kaum angerauchte Zigarette verqualmte in dem Aschenbecher am Armaturenbrett.

Ramona lenkte den Wagen auf die Madrider Altstadt zu. Sicher nahm sie die zahlreichen Kurven. Der Lamborghini lag wie ein Brett auf der Straße, und nach zehn Minuten wilder Kurverei war Ramona überzeugt, einen etwaigen Verfolger abgeschüttelt zu haben.

Wenn er ihr aber nun vor dem Haus auflauerte?
Ramona kapierte, daß diese ganze Jagerei sinnlos gewesen war.
Sie hätte sofort zu ihrer Wohnung fahren sollen.
Das Haus, in dem sie, wenn sie hier in Madrid war, wohnte, lag in einer stillen Seitenstraße. Das Gebäude stammte noch aus dem 19. Jahrhundert, war aber außen renoviert und innen modernisiert worden.
Ein kunstvoll geschmiedeter Zaun grenzte Haus und Grundstück ein. Ramona stieg aus. Scheu blickte sie sich um.
Sie wohnte in einer stillen Gegend, und die Menschen, die hier lebten, gehörten nicht gerade zu den unteren Gehaltsklassen. In die Garage wollte Ramona den Lamborghini nicht bringen. Das hätte nur Zeit gekostet.
Die Tür des teuren Autos schnappte ins Schloß. Noch einmal blickte Ramona die Straße hinauf.
Kein weißer Mercedes zu sehen. Bestimmt hatte Carlos Ortega die Nase von ihr gestrichen voll. Ein wenig tat er ihr schon leid.
Ramona schloß das Tor auf.
Über den Steinplattenweg ging sie zu der breiten Treppe, die zur Haustür hochführte.
Im Vorgarten duftete es nach unzähligen Blumen. Grillen zirpten ihre schrille Melodie. Der Himmel war dunkelblau, fast schwarz, und die Sterne glitzerten, ein Meer von hellen Punkten.
Ramona schloß die Haustür auf. Das Personal hatte sie schon entlassen, und sie kam sich in dem großen Haus plötzlich unsagbar allein vor.
Zwölf Zimmer hatte die Villa. Dabei benötigte Ramona höchstens vier. Alles andere war Luxus, Repräsentation.
Sie machte überall Licht.
Kostbare Leuchter flammten auf. Auf dem Marmorboden lagen dicke Teppiche. Die Möbel waren kostbar und handgearbeitet. Die Räume waren hoch und bestückt mit vielen Fenstern, die mit dicken Samtvorhängen zugezogen werden konnten.
Ramona seufzte, blickte auf ihre Uhr und erschrak.
Nur noch eine halbe Stunde, dann würden die Männer erscheinen, und sie wollte noch ein Bad nehmen und sich umziehen.
Die Sängerin lief in ihr geräumiges Wohnbadezimmer. Es war ein Luxusbad der ersten Klasse. Die Feuchtigkeit abstoßenden Tapeten waren in Himmelblau gehalten und umrahmten die ovalförmige Badewanne mit den echt goldenen Hähnen. Die Einrichtung des Badezimmers hatte Ramona keine Peseta gekostet. Es war ein Geschenk eines Verehrers gewesen.
Außerdem gab es eine Liege, mehrere Waschbecken, einen Schrank, Fernseher und Stereoanlage.

Ramona Navarra zog die Tür zum Badezimmer auf, schlüpfte aus ihrer Jacke und blieb wie festgenagelt auf der Schwelle stehen.

Die beiden Männer waren schon da!

Sie saßen auf der Liege und blickten Ramona stumm entgegen.

Das Licht an der Decke verlieh ihren maskenhaft starren Gesichtern einen rötlichen Schein.

Es dauerte einige Zeit, bis Ramona ihren Schrecken überwunden hatte. Nur zögernd betrat sie das Badezimmer.

»Ich habe Sie noch nicht so früh erwartet, Señores«, sagte sie und hob mit einer hilflosen Gebärde beide Arme. »Außerdem möchte ich noch ein Bad nehmen.«

Die Männer blickten sie an. Trotz der dunklen Brillen, die sie trugen, glaubte Ramona, hinter dem Glas helle Augen funkeln zu sehen. Unwillkürlich zuckte sie zusammen. Auf einmal waren ihr die Männer unheimlich, und sie sehnte sich direkt Carlos Ortega herbei.

Ihre beiden Besucher trugen helle Anzüge und gemusterte Hemden ohne Krawatten. Man hätte sie bei flüchtigem Hinsehen für Zwillinge halten können.

Nur keine Angst zeigen, hämmerte sich Ramona ein. Betont forsch trat sie vor und tippte dem rechten der Männer auf die Schulter. »Wie gesagt, ich möchte gerne baden, und deshalb wäre ich Ihnen sehr verbunden, wenn Sie mich allein ließen.«

Noch immer hatten die Männer kein Wort gesprochen.

Plötzlich schoß der Arm des einen Kerls vor. Wie ein Schraubstock klammerten sich die Finger um Ramonas Handgelenk.

»Was fällt Ihnen ein?« schrie die Frau. »Sie tun mir weh. Ich werde mich beschweren. Ich werde…«

Ein harter Stoß ließ sie zurücktaumeln.

Mit den Kniekehlen berührte Ramona den Rand der ovalen Badewanne, bekam das Übergewicht und kippte nach hinten. Sie hatte Glück, daß sie sich noch mit dem Arm abstützen konnte.

Trotzdem befand sie sich wie ein gefangenes Tier in der Falle.

Die Männer hatten sich rechts und links der Badewanne aufgebaut. Noch immer trugen sie ihre Sonnenbrillen. Die Gläser waren starr auf die hilflose Sängerin gerichtet.

Jetzt erst wurde Ramona klar, daß sie sich auf ein Spiel eingelassen hatte, das sie nicht gewinnen konnte, und eine heiße, nie gekannte Angst stieg in ihr hoch.

Die Körper der Männer verschwammen vor ihren Augen.

Instinktiv wollte Ramona sich aufrichten, aus der Wanne klettern, doch ein harter Schlag warf sie wieder zurück.

Ramona stöhnte.

Die beiden Männer kümmerten sich nicht darum. Einer griff in die Tasche und brachte ein Rasiermesser zum Vorschein.

Langsam klappte er es auf.
Die höllisch scharfe Klinge funkelte. Übergroß kam Ramona die Hand mit dem Rasiermesser vor. All die Schauergeschichten, die sie gelesen hatte, fielen ihr wieder ein. Sie dachte an einen Rasiermessermörder, der vor Jahren für eine lange Zeit Madrid in Atem gehalten hatte. Der Killer hatte damals seinen Opfern die Kehle aufgeschlitzt…
»Nein«, ächzte Ramona, »das könnt ihr doch nicht machen. Ich habe euch doch nichts getan. Ich…«
Die Sängerin sprach gegen eine Wand. Diese beiden Mordroboter kannten keine Gefühle.
Ungerührt beugte sich der Mann mit dem Rasiermesser nieder.
Der Schaft verschwand völlig in seiner nervigen Faust. Nur die Klinge blitzte und näherte sich immer mehr dem Gesicht der Frau.
Ramona rutschte zurück. Der Selbsterhaltungstrieb brach in ihr durch. Sie hielt den rechten angewinkelten Arm vor das Gesicht und stützte sich mit der linken Hand ab.
Bis sie das Kopfende der Wanne im Rücken spürte.
Ramona vereiste.
Vorbei! Es gab keine Chance mehr. Nicht für sie!
Aus weit aufgerissenen Augen starrte die Sängerin dem Mann entgegen, der das Rasiermesser hielt.
Und plötzlich war der andere Kerl in ihrem Rücken!
Ramona sah noch die Bewegung, und dann preßte sich eine Hand auf ihren zum Schrei geöffneten Mund.
Augenblicklich wurde ihr die Luft knapp.
Mit Todesverachtung stemmte sich Ramona gegen den Griff an, doch der Mann war stärker.
Die Sängerin strampelte mit den Beinen. Jedesmal, wenn sie den Rand der Wanne traf, dröhnte es wie bei einem Glockenschlag.
Der Kerl mit dem Messer beugte sich noch weiter zu ihr herunter.
Jetzt würde er zustoßen. Jetzt…
Ramona schloß mit ihrem Leben ab.
Doch da geschah das Unwahrscheinliche. Der Mann stieß einen freien Arm vor und packte Ramonas rechtes Handgelenk.
Gleichzeitig vollführte das Messer eine kreisende Bewegung.
Einen Herzschlag später spürte die Sängerin einen brennenden Schmerz auf ihrem Handrücken. Sie versuchte, den Kopf zu drehen, wollte mitbekommen, was mit ihrer Hand geschah, doch im selben Augenblick ließ der Luftmangel sie bewußtlos werden.
Haltlos sackte Ramona zusammen. So brauchte sie das Schreckliche nicht zu sehen.
Der Mann schnitt ein quadratisches Stück Haut von ihrem Handrücken ab. Wie ein Blatt Papier hob er die blutende Haut hoch und verstaute sie in einer Plastiktüte, die er aus der Außentasche

seines Jacketts zog.

Sein Kumpan hievte inzwischen die bewußtlose Ramona aus der Wanne. Blut tropfte auf den flauschigen Teppich. Die Männer, die bisher noch kein Wort miteinander gewechselt hatten, nickten sich zu.

Jetzt begann Teil zwei ihrer Aufgabe.

Die Sängerin mußte verschwinden! Und sie wußten auch schon wie. Nicht umsonst war ihr Plan bis ins kleinste ausgeklügelt worden. Von einem Mann, dessen Diener sie waren, und den sie nur unter einem Namen kannten.

Dr. Tod!

***

Nachdenklich stand Carlos Ortega vor dem kanariengelben Lamborghini. Seine Augen blickten über das flache Dach des Sportwagens hinweg und tasteten die Fassade des prunkvollen Hauses ab.

Überall in den Räumen brannte Licht. Demnach war Ramona zu Hause.

Er hatte es ja geahnt.

Ortega war wütend. Nie war eine Frau so mit ihm umgesprungen. Und er war nicht der Mann, der sich das gefallen ließ.

Ortega ballte die Hände zu Fäusten. Nein, Ramona war ihm eine Antwort schuldig. Und das noch heute.

Entschlossen stieß Carlos Ortega das Tor auf. Schon auf dem Weg zum Haus holte er die Schlüssel aus seiner Hosentasche.

Ramona hatte sie ihm mal gegeben. Nie hätte er gedacht, sie doch noch brauchen zu müssen.

Aber vorher wollte er schellen. Sie sollte ihn einlassen. Wenn nicht, dann allerdings…

Seine Gedanken stockten. Beinahe zögernd schritt er die Treppenstufen hoch. Fast kam er sich wie ein Einbrecher vor.

Unsinn…

Die Klingel befand sich neben der Tür in einer kleinen Vertiefung der Hausfassade. Der Perlmuttknopf glänzte matt.

Ortega trat seine Zigarette aus, die er hastig geraucht hatte.

Dann legte er entschlossen seinen Zeigefinger auf den Knopf.

In mehreren Zimmern des Hauses ertönte ein melodisches Läuten. So konnte die Sängerin die Klingel immer hören, sogar im Bad.

Innen rührte sich nichts.

Nach einer Minute drückte Ortega noch mal auf den Knopf.

Wieder wartete er.

Schließlich wurde es ihm zuviel.

»Na warte«, knurrte er. »Das Spielchen kannst du mit Carlos Ortega nicht machen.«

Der Spanier bückte sich und stocherte nach dem Schlüsselloch.
Er fand es nach zweimaligem Probieren.
Leicht drehte sich der Schlüssel im Schloß.
Die Tür sprang auf.
Carlos Ortega betrat das Haus…

***

Die beiden Männer kannten sich in der Villa aus, als würden sie hier wohnen.
Mit der bewußtlosen Ramona verließen sie das Badezimmer, durchquerten den luxuriös eingerichteten Schlafraum und standen schließlich in der großen Halle.
Der Mann, der beide Arme frei hatte, deutete auf eine braun lackierte Tür.
Sein Kumpan nickte. Dort ging es zum Keller.
Die Männer setzten sich wieder in Bewegung. Der erste hatte schon die Hand auf der Türklinke, da schlug die Klingel an.
Das melodische Läuten klang in der herrschenden Stille überlaut.
Die Männer blieben stehen, tauschten Blicke. Dann hatten sie sich verstanden.
Der eine von ihnen huschte mit der bewußtlosen Ramona durch die Tür, die zu den Kellerräumen führte.
Er hatte sie kaum hinter sich geschlossen, da schellte es zum zweitenmal.
Der in der Halle Zurückgebliebene sah sich blitzschnell nach einem Versteck um.
Er fand es zwischen einer hohen Standuhr und einem Mauervorsprung.
Hastig klemmte er sich in die Nische. Mit einer nahezu andächtigen Bewegung nahm er die Sonnenbrille ab.
Ramona Navarra konnte froh sein, daß ihr dieser Anblick erspart geblieben war, denn…
Die Haustür öffnete sich.
Der Mann in dem Versteck hielt den Atem an. Schritte klangen auf. Der nächtliche Besucher schob sich in die Diele und schloß die Tür.
Der Kerl neben der Standuhr lächelte. Der Ankömmling war schon so gut wie tot.
Er wußte es nur noch nicht…

***

»Ramona?«
Carlos Ortegas Stimme füllte die gesamte Halle.
Der Spanier erhielt keine Antwort. Seltsam leer und unwirklich kam ihm das Haus auf einmal vor.
Aber es brannte doch Licht. Ramona mußte zu Hause sein.

Ortega fühlte, wie ihm eine Gänsehaut über den Rücken lief.

Er war kein Feigling, beileibe nicht, aber hier war etwas faul.

Das spürte er.

Behutsam ging er einige Schritte vor. Der dicke Teppich dämpfte seine Schritte bis zur Geräuschlosigkeit. Die Tür zum Schlafzimmer stand offen.

Sollte Ramona dort sein? Aber dann hätte sie geantwortet.

Schweiß bildete sich auf Ortegas Stirn. Er sammelte sich zu Tropfen und lief in die buschigen Augenbrauen.

Carlos Ortega drehte den Kopf, tastete jeden Winkel der Halle mit den Augen ab.

Sein Blick glitt über die handgeschnitzte Garderobe, an der ein grüner Schweinsledermantel hing. Daneben hatte Ramona eine Standuhr hingestellt, direkt an einem Vorsprung – und…

Plötzlich zog ein heißer Schrecken über das Gesicht des Mannes. Sein Mund öffnete sich entsetzt zu einem Schrei, doch seine Kehle war wie zugeschnürt.

In der Nische stand ein Mann! Ein Fremder!

Ortega schauderte beim Anblick dieses Typen zusammen. Das mußte ein Irrer sein…

Carlos Ortega konnte seinen Blick nicht von dem Gesicht des Unbekannten wenden. Das Gesicht wirkte wie aus Fels gehauen, hart, kantig, brutal.

Doch schlimm waren die Augen. Völlig verdreht hingen sie in den Höhlen. Ortega sah nur die weißen, von kleinen Äderchen durchzogenen Augäpfel. Ihm war es unbegreiflich, daß dieser Mann überhaupt noch sehen konnte.

»Wer – wer sind Sie?« stammelte der Spanier.

Der Fremde gab keine Antwort. Er setzte sich plötzlich in Bewegung. Mit zwei gleitenden, pantherhaften Schritten, die man ihm wegen seiner Figur gar nicht zugetraut hätte, hatte er sein Versteck verlassen.

Unwillkürlich sprang Ortega zurück.

Obwohl der Mann keine Waffe in der Hand hielt, ahnte der Spanier doch instinktiv, daß er diesem Fremden im Kampf unterlegen war.

Noch immer hatte der Mann kein Wort gesprochen. Dafür trieb er Ortega immer mehr in die Enge.

Der Spanier lief einen Halbkreis, versuchte, in ein anderes Zimmer zu gelangen. Er huschte ins Schlafzimmer.

Das breite Bett war unberührt. Wie ein hellroter Himmel spannte sich der Baldachin darüber.

Vor dem großen Spiegel stand ein Hocker. Ortega schnappte sich das leichte Möbel.

Da betrat der Fremde das Zimmer.

»Bleiben Sie stehen!« keuchte Carlos Ortega.

Der Unheimliche ging weiter.

Da schlug Ortega zu. Er drosch dem Mann den Hocker voll vor die Brust.

Der Kerl schluckte den Schlag, ohne einen Ton von sich zu geben. Er wankte nicht einmal.

Noch einmal schlug der Spanier zu, legte alle Kraft in den Hieb.

Wieder traf er voll.

Es gab ein splitterndes Geräusch, und der leichte Hocker löste sich in seine Einzelteile auf. Ortega hielt nur noch ein Bein in der Hand.

Ortega begann langsam durchzudrehen. Was dieser Kerl verdauen konnte, war unheimlich. Das grenzte schon an…

Ortegas Gedanken stockten. War dieser Mann überhaupt ein Mensch?

Himmel, wenn er es hier mit einem Roboter zu tun hatte?

Siedendheiß fiel ihm diese Vision ein.

»Wer bist du?« brüllte Ortega. »Stell dich doch, du verfluchte Bestie!«

Während er die Sätze hinausschrie, warf er sich zurück, wollte dann in Richtung Fenster rennen.

Ortega übersah den kleinen Teppich. Als hätte er auf Schmierseife getreten, wurden ihm plötzlich die Beine unter dem Körper weggerissen.

Carlos Ortega sah den Boden auf sich zurasen. Verzweifelt ruderte er mit den Armen.

Ohne Erfolg.

Hart knallte der Spanier auf die Erde. Der Schmerz lähmte für Sekunden seine rechte Schulter.

Dann stand der Unheimliche vor ihm, beugte sich nieder.

Noch einmal holte Ortega aus, wollte das Holzbein in das maskenhaft starrte Gesicht dreschen.

Da schoß der Arm des Unheimlichen vor. Der Knüppel knallte gegen das Handgelenk des Mannes, federte zurück und traf den liegenden Ortega am Kopf.

Der Unheimliche lachte kehlig, ballte die rechte Hand zu einer Faust und holte aus.

Ortega brüllte auf.

Mitten in sein Gebrüll hinein traf ihn die Faust mit der Wucht eines Dampfhammers.

Carlos Ortega sah unzählige Sterne blitzen und versank dann in den unendlich tiefen Schacht der Bewußtlosigkeit.

***

Die Treppe zum Keller war lang und schmal. Man hatte hier mit Platz gespart, im Gegensatz zu den übrigen Räumen des Hauses.

Wie eine leblose Puppe lag Ramona Navarra auf den Armen des Mannes. Sicher, als sei er hier zu Hause, stieg der Kerl die Treppe

hinab.
Der Keller war wieder etwas großzügiger angelegt. Es war feucht und kühl hier unten. An den dicken Steinwänden glänzte die Nässe. Irgendwo tropfte Wasser.
Verschiedene Türen zweigten zu kleineren Verschlägen ab.
Weinflaschen und Konserven lagerten hier unten. An der rechten Wand des großen Kellerraumes stand ein Ungetüm von Ofen. Es war ein matt glänzender Kessel mit Schiebern, Türen und Ventilen.
Der Mann legte die bewußtlose Ramona auf den kalten Boden.
Dann sah er sich um.
Vom Kessel aus liefen Rohre durch die Decke bis zu den Heizkörpern oben in der Villa. Die Rohre waren hell angestrichen, und man konnte es der Anlage ansehen, daß sie noch neu war.
Der Unheimliche lächelte schmal, als er die größte Klappe öffnete. Dazu mußte er erst zwei Eisenriegel beiseite schieben.
Er steckte den Kopf in die Heizkammer des Kessels. Ölgeruch kitzelte seine Nase. Der Mann hatte sich vorher genau informiert, kannte sich mit der Bedienung des Kessels ausgezeichnet aus.
Er drehte an einigen Ventilen und öffnete eine Luftklappe. Nun war der Umlauf frei.
Der Mann ging in die Knie, betätigte nochmals einen Hebel und wartete ab.
Nach einigen Minuten war es soweit.
Jetzt wurde ein Teil des Öls aufgeheizt, und schon bald mußte es brennen.
Der Mann lächelte. Niemand würde Ramona Navarra vermissen. Er zog jetzt die große Klappe des Heizkessels auf.
Eine Hitzewelle fuhr durch den Raum. Flammenzungen leckten aus der Öffnung.
Mit einem Ruck hob der Mann Ramona hoch.
Er zeigte keinerlei Regung. Unbewegt näherte er sich der Öffnung.
Da wurde oben an der Treppe die Tür aufgezogen.
Der Mann stoppte.
Sein Kumpan kam die Stufen herunter. Er hatte sich einen Bewußtlosen über die Schulter geworfen.
»Er muß ebenfalls rein«, sagte der Neuankömmling.
Der andere nickte.
Den Kopf voran, näherte sich der erbarmungslose Mörder mit dem Bewußtlosen dem Feuerofen.
Schon leckten die ersten Flammen nach seinem Gesicht.
Unerträglich wurde die Hitze.
»Jetzt die Frau«, sagte der andere Killer nach einer Weile.
Sie verfuhren mit ihr wie mit Ortega.
Die Klappe wurde geschlossen. Die beiden Mordbestien hatten ihre

Aufgabe erfüllt.
Zwei Zeugen existierten nicht mehr. Nur noch ein Stück Haut war vorhanden. Das Wichtigste in diesem höllischen Spiel.
Jetzt konnte Dr. Tod gezielt gegen seinen Gegner vorgehen…

***

Das Haus lag an der Küste. Dort, wo die Costa Brava am wildesten und urwüchsigsten war. Seit Urzeiten schon schäumte die Brandung gegen die scharfen Klippen und warf meterhohe Schaumkronen in die hitzeflirrende Luft.
Der Tourismus hatte diesen Fleck gemieden. Zu unwirtlich war das Gelände. Außerdem gab es in näherem Umkreis kaum ein Dorf, in dem sich die Touristen hätten amüsieren können.
Um so erstaunlicher war es, daß sich vor Jahren ein Mann auf einem Felsplateau einen Bungalow gebaut hatte. Das Haus stand erst lange Zeit unbewohnt, bis vor einigen Wochen mehrere Männer dort eingezogen waren. Unter unsäglichen Mühen hatten sie Kisten und Kästen den schmalen Weg hinaufgeschleppt.
Handwerker hatten eine Steintreppe in den Fels gehauen, damit die Bewohner bequem zum Wasser gelangen konnten. Doch die Treppe wurde bewacht. Tag und Nacht.
Gerüchte entstanden. Bewohner des nächstliegenden Ortes stahlen sich ab und zu in die Nähe des Gebäudes. Sie wurden schnell wieder verscheucht.
Niemand wußte, daß hier an der wilden Küste Spaniens der größte Feind der Menschheit sein neues Hauptquartier errichtet hatte.
Dr. Tod war der Besitzer des Bungalows.
Von hier aus wollte er die Fäden spinnen, um wieder groß ins Geschäft einzusteigen.
Diesmal sollte es der entscheidende Schlag werden!
Das Haus lag nachts völlig im Dunkeln. Dr. Tod verzichtete auf jede Art von Beleuchtung. Wenn Licht in den Zimmern brannte, dann wurden die Vorhänge zugezogen.
An diesem späten Abend näherte sich ein dunkler Mercedes dem Felsbungalow.
Der Wagen kam aus Richtung Barcelona und fuhr die prächtige Küstenstraße entlang.
Die Insassen waren zwei Männer. Sie trugen dunkle Brillen, und niemand ahnte, daß es zwei gefährliche Mordbestien waren.
Der Fahrer lenkte den Wagen ruhig und sicher. Es war Hochsaison in Spanien und die Straßen dementsprechend belebt.
Irgendwann bogen die beiden Männer dann von der Küstenstraße ab. Jetzt fuhren sie über einen holprigen Feldweg, der die Stoßdämpfer des Wagens stark beanspruchte.

Die Scheinwerfer des Mercedes durchbrachen die Dunkelheit.

Die Männer hatten die Fenster geöffnet. Kühler Wind umspielte ihre erhitzten Gesichter.

Immer tiefer ging es in das Felswirrwarr. Der Weg wurde noch schmaler. Hierher verirrten sich nicht einmal Liebespaare.

Bald mußten sie auch in der Nähe des Hauses sein.

Vom Bungalow aus wurden sie bereits beobachtet. Dr. Tod stand am Fenster und blickte auf das tanzende Scheinwerferpaar. In seinem Gesicht zuckte kein Muskel. Nur die Augen glühten in einem höllischen Feuer.

Dr. Tod war ein Typ, vor dem man sich fürchten konnte. Auf einem beinahe schmächtigen Körper thronte ein haarloser Schädel, in dem die dunklen Augen besonders hervorstachen.

Auch hatte dieser Mann keine Augenbrauen, und die Haut war blaß, beinahe durchscheinend.

War Dr. Tod ein Mensch oder ein Monster? Niemand konnte es sagen. Auf jeden Fall stand er mit dem Satan im Bunde. Er war Asmodis' erster Diener.

Dr. Tod wandte sich ab. Seine schmalen Lippen hatten sich zu einem zynischen Lächeln verzogen. Auf seine Männer war Verlaß. Er hatte sie sich sorgfältig ausgesucht und für seine Zwecke präpariert. Ihre Augen mußten die Männer als Pfand lassen. Sicher, sie konnten sehen. Das verdankten sie allerdings Dr. Tods chirurgischem Können. Er hatte ihnen zwei Ersatzaugen eingesetzt, die die gleichen Funktionen erfüllten wie die eigenen.

Nur mußten diese Augen nach gewisser Zeit wieder präpariert werden. Und das konnte nur Dr. Tod. Deshalb waren seine Leute auf ihn angewiesen.

Doch heute nacht wollte er sein größtes Experiment starten.

Aus einem Stück Haut sollte ein neuer Mensch entstehen!

Unvorstellbar grausam war dieses Experiment, aber die Hölle, mit der Dr. Tod paktierte, kannte kein Erbarmen. Er bediente sich ihrer Kräfte, um seine teuflische Aufgabe durchzuführen.

Ramona Navarra! Sie war die erste Person in einer langen Kette. Für die Welt war sie verschwunden. Auf einer der zahlreichen Schönheitsfarmen. Aber sie würde schon bald wieder auftauchen. Wenn das Experiment klappte…

Der Wagen hatte jetzt das Haus erreicht. Neben dem Bungalow hatte Dr. Tod eine Garage bauen lassen, die einen direkten Zugang zum Haus hatte.

Im Bungalow selbst war es still. Nicht einmal Dr. Tods Schritte waren zu hören, als er durch die Räume ging und die Tür zur Garage öffnete.

Soeben schwang das Tor automatisch in die Höhe. Die Scheinwerfer des Mercedes erfaßten für einem Moment Dr. Tods Gestalt. Die beiden

Männer stiegen aus. Ihre Schritte klangen laut auf dem Betonboden.
Dr. Tod erwartete seine Helfer auf der Türschwelle.
»Habt ihr es?« Seine Stimme klang hart und spröde.
»Ja.« Einer der Männer griff in die Tasche und brachte eine Plastiktüte zum Vorschein.
Dr. Tod nahm sie ihm aus der Hand. Er ging damit ins Haus und hielt sie gegen das Licht.
Das Stück Haut schimmerte weißrosa. An der Innenseite der Tüte befanden sich Blutspritzer.
»Es ist alles so erledigt worden, wie Sie es befohlen haben«, sagte einer der Männer. »Nur mußten wir noch jemanden töten.«
Dr. Tod kreiselte herum. »Wie war das?«
Der Mann begann zu erzählen. In Dr. Tods Gesicht zuckte kein Muskel, aber ein unbestimmtes Gefühl sagte ihm, daß es Ärger geben konnte. Dieser zweite Mord war nicht geplant. Nicht daß Dr. Tod Gewissensbisse gekannt hätte. So etwas gab es bei ihm nicht, aber das Verschwinden des Mannes könnte unter Umständen Aufsehen erregen. Aufsehen, das er im Augenblick nicht brauchen konnte. Er sah jedoch auch ein, daß seine Männer das einzig Richtige getan hatten. Wenigstens aus seiner teuflischen Sicht.
Seine Gehilfen blickten ihn mit ihren starren weißen Augäpfeln an. Sie rechneten mit Bestrafung, doch Dr. Tod wandte sich ab.
»Wartet auf mich«, sagte er. Dann wandte er sich um und verschwand im Innern des geräumigen Bungalows.
Über die Hälfte der Räume bestand aus Labors. Doch selbst ein Laie hätte erkannt, daß sie eher Schreckenskammern glichen. Auf langen Tischen lagen Glasbehälter. Sie waren mit Nährlösung gefüllt. In mancher Lösung schwammen Körperteile. Sogar ein menschliches Gehirn hatte Dr. Tod in einem der Glasbehälter liegen. Damit wolle er sich jedoch später beschäftigen.
Er betrat den Kühlraum. Grelles Licht flackerte auf. Die Wände waren bis zur Decke gekachelt. Auf einem Metalltisch lag eine nackte Frauenleiche.
Es war eine junge Frau aus Barcelona. Eine Liebesdienerin, die niemand vermissen würde. Dr. Tod hatte die Leiche mit einer Konservierungssalbe eingerieben, damit sie nicht verweste.
Jetzt hob er die Leiche hoch. Die Arme der Toten baumelten zu beiden Seiten herab. Immer wenn Dr. Tod einen Schritt machte, schwangen sie hin und her.
Er brachte die Leiche in sein Labor und legte sie dort in eine mit roter Nährlösung gefüllte Wanne.
Die Tote tauchte unter.
Dr. Tod knipste das Licht aus. Nur noch die Instrumentenskalen waren beleuchtet. Sie gaben gerade so viel Licht ab, um alles

einigermaßen erkennen zu können.
Jetzt begann der schwierigste Teil seiner Aufgabe.
Aus der Toten sollte ein neuer Mensch entstehen.
Dr. Tod konzentrierte sich. Dumpfe Beschwörungen drangen aus seinem Mund und füllten das geheimnisvolle Labor.
Dr. Tod rief den Satan an!
Er mußte ihm in dieser Stunde beistehen.
Es waren Worte, wie es sie in keiner Sprache der Welt gab, die aus Dr. Tods Mund drangen. Kehlige Laute, die nur den großen Magiern und Satansdienern bekannt gewesen waren. Seit Urzeiten existierte die Sprache schon, und doch wußte man nichts über sie.
Die Luft in dem Labor begann sich plötzlich zu verdichten.
Blitze zuckten.
Schwefelgeruch erfüllte den Raum.
Der Satan war da!
Eine Rauchwolke puffte auf. Schemenhaft darin zu erkennen eine schreckliche Fratze.
Für Sekunden nur, dann verschwand sie wieder.
Hier wurde die Hölle beschworen. Mit all ihrem Greuel und Schrecken.
Dr. Tod begann am gesamten Körper zu zittern. Seine Stimme steigerte sich, wurde zu einer gräßlichen Disharmonie.
Und der Satan erhörte seinen Diener.
»Ich werde dir die Kraft geben!« drang plötzlich eine Stimme aus dem Nichts an Dr. Tods Ohren.
Und dann war alles vorbei. Weggefegt war der Schwefelgeruch. Die Luft wurde kalt und war wieder zu atmen.
Dr. Tod keuchte. Solch eine Satansbeschwörung ging an die Substanz. Aber er tat es gern, denn er hatte sich dem Teufel verkauft.
Langsam fuhr seine Hand in die Tasche, und als sie wieder hervorkam, hielt sie die Plastiktüte mit dem Stück Haut.
Dr. Tod zog die Tüte auf.
Jetzt war der Augenblick gekommen. Das Gesicht des Höllendieners blieb unbewegt. Niemand hätte ihm die innere Spannung ansehen können.
Mit einer Pinzette zog er die Haut aus der Tüte. Vorsichtig tunkte er sie in die Flüssigkeit, in der die Leiche der Prostituierten schwamm.
Mit der freien Hand hob er den Kopf der Leiche aus der Flüssigkeit.
Die glasigen Augen starrten ihm entgegen.
Dann preßte Dr. Tod das Stück Haut auf den Hals der Toten.
Gleichzeitig ließ er die Leiche wieder in die Flüssigkeit zurücksinken.
Jetzt hieß es abwarten.
Zuerst geschah nichts.
Doch dann begann die Nährlösung zu brodeln, fing an, Blasen zu

werfen. Dampfschwaden stiegen auf.
Dr. Tod trat zurück. Schon bald konnte er von der Wanne nichts mehr erkennen und sah auch nicht, welch grausame Verwandlung mit der Leiche vor sich ging.
Die alte Haut löste sich wie Papier. Es war ein gräßlicher Anblick. Ein Körper ohne Haut. Nur das Stückchen am Halsansatz blieb kleben.
Und es dehnte sich aus!
Die Zellen vermehrten sich. Unheimlich schnell und nach einem mathematischen Rhythmus.
Schon war der gesamte Hals der Frau von einer neuen Hautschicht bedeckt.
Und die Haut pflanzte sich weiter fort.
Die Verwandlung dauerte fast eine Stunde. Dann war alles vorbei.
Dr. Tod, der mit vibrierenden Nerven gewartet hatte, trat an den Rand der Wanne.
In der Nährflüssigkeit lag wieder eine nackte Frau. Aber nicht die Dirne aus Barcelona.
Es war Ramona Navarra!

***

Dr. Tod atmete auf. Sein Experiment hatte geklappt. Und das schon beim ersten Versuch.
Ramona Navarra war der Anfang. Weitere würden folgen.
Politiker, Wirtschaftskapitäne, Männer, die Einfluß und Macht besaßen und die Dr. Tod zu seinen willenlosen Marionetten machen konnte.
Der Satan würde seine Herrschaft über die Erde antreten.
Doch bevor all dies geschah, mußte noch ein Mann erledigt werden. Inspektor John Sinclair. Diesmal war er fällig. Dr. Tod wollte ihn nicht einfach töten – nein, er hatte etwas anderes mit ihm vor.
Ramona begann sich plötzlich zu bewegen. Ihre Arme fuhren hoch, und die Hände umfaßten den Rand der Wanne.
Dann stieg sie aus der Flüssigkeit.
Jeder Zentimeter ihres Körper war vollkommen. Niemand wäre auf den Gedanken gekommen, hier eine ›Tote‹ vor sich zu haben. Der Satan selbst hatte ihr das teuflische Leben eingehaucht.
»Komm her, Ramona«, sagte Dr. Tod.
Die Frau gehorchte. Sie ging mit den gleichen hüftschwingenden Bewegungen wie die echte Navarra. Ihre Stimme, ihr Aussehen – alles war eine perfekte Nachbildung.
Niemand hätte sie von der echten unterscheiden können.
»Was hast du für Befehle, Meister?« fragte sie.
»Du wirst dieses Haus hier verlassen«, sagte Dr. Tod. »Du fliegst nach England. Genauer gesagt nach London.«

Ramona nickte. »Was soll ich dort, Meister?«
»Einen Mann treffen und ihn hierher bringen…«

***

Zwei Tage nach Ramona Navarras Verschwinden hielt der Lieferwagen einer Ölfirma vor ihrem Haus.
Drei Männer sprangen aus dem Führerhaus und luden ihre Arbeitsgeräte ab.
Die Leute hatten den Auftrag, die Heizung zu überholen. Es war eine Wartung, wie sie regelmäßig vorgenommen wurde.
Der Vorarbeiter hieß Franco Lagusta. Er war Spezialist in Sachen Heizungsbau.
»Mensch, in solch einer Bude möchte ich auch mal wohnen«, meinte einer seiner Helfer. »Aber unsereins wird wohl ewig schuften können.«
Lagusta zuckte mit den Schultern. »Was soll's? Ändern kannst du doch nichts!«
Lagusta war nicht der Typ, der wegen politischer Ansichten auf die Barrikaden ging. Er verdiente für spanische Verhältnisse relativ viel und konnte sich sogar ein Auto leisten. Daß andere mehr hatten, nun, das würde immer der Fall sein. Aber es gab ja auch viele, die mit weniger Geld auskommen mußten.
Lagusta war verheiratet und Vater eines Kindes. Seine Frau arbeitete als Sekretärin in derselben Firma, und wenn die Arbeit weiter so gut lief, konnten sie sich bald ein Haus kaufen.
Die anderen beiden Mechaniker hatten inzwischen alles abgeladen. Sie steckten sich Zigaretten an und warteten auf den Hausverwalter, der noch als einziger einen Schlüssel hatte.
Der Verwalter kam nach zehn Minuten. Er war ein mürrischer Mann, der laufend mit der Leber Ärger hatte.
»Machen Sie nur nichts dreckig«, meinte er zur Begrüßung.
»Keine Angst. Ihrer Villa geschieht schon nichts«, erwiderte Lagusta.
»Ihrer ist gut«, knurrte der Verwalter und ging voraus. Er gehörte zu den wenigen, die Ramonas Vertrauen besaßen. Er achtete auf das Haus, wenn sie auf Reisen war.
Die Arbeiter schnappten sich ihre Geräte und folgten dem Mann.
Der Verwalter verschwand als erster im Haus. Er hatte kaum die Türschwelle überschritten, als er abrupt stehenblieb.
»Verdammt, die Heizung ist ja an!« schimpfte er. »Waren Sie etwa schon hier?« wandte er sich an den Vorarbeiter.
Lagusta platzte bald der Kragen. »Wenn Sie noch einmal solche komischen Verdächtigungen aussprechen, können Sie Ihren Kram allein machen. Verstanden, Señor?«
»Schon erledigt. Komisch ist es nur, daß die Heizung brennt. Hier ist eine Hitze in den Räumen, das gibt es gar nicht.«

»Señorita Navarra wird schon einen Grund gehabt haben, weshalb sie die Heizung aufgedreht hat«, meinte einer der Männer.
»Aber sie wußte doch, daß sie nachgesehen wird«, sagte Lagusta.
»Kenn einer die Weiber.«
Der Verwalter steuerte direkt die Kellertür an. Auch hier drang ihnen ein Schwall warmer Luft entgegen.
»Und das im Sommer!« stöhnte Lagusta. Schon jetzt war er in Schweiß gebadet.
Der Verwalter machte Licht, und die Männer schleppten ihre Geräte die Kellertreppe hinunter.
Als erstes drehte Lagusta die Heizung ab. »So, jetzt sieht die Sache schon anders aus.«
»Anfangen können wir doch noch nicht«, sagte einer der Mechaniker. »Der Kessel muß erst kalt werden.«
»Dann warten wir eben«, entschied Lagusta.
»Wird ganz schön dauern. Na, mir soll's recht sein.« Der Mechaniker hockte sich auf seinen Werkzeugkasten.
Der Verwalter rang die Hände. »Wie lange wollen Sie sich denn hier aufhalten? Ich habe meine Zeit auch nicht gestohlen.«
»Sie können ja gehen«, schlug Lagusta vor.
»Und Sie hier allein lassen? Nein, das ist unmöglich.«
»Warum reden Sie dann?« Der Verwalter ging Franco Lagusta auf den Wecker. Zum Glück hatte er nicht jeden Tag mit so einem mickrigen Typ zu tun.
Lagusta drehte sich um und peilte ins Innere des Ofens. Die Flammen waren zusammengesunken, trotzdem strahlten die Kessel noch eine große Hitze ab.
Lagusta überlegte bereits, wo sie zuerst anfangen sollten, als er stutzte.
Etwas blitzte auf dem Boden des Ofens.
Die Männer hatten vorhin das meiste Öl in einen Auffangbehälter abgelassen. Was dann noch verbrannt war, war nur noch der Rest.
Lagusta kniff die Augen zusammen und sah genauer hin.
»Ist was, Franco?« fragte einer der Männer.
»Ich glaube schon, Pedro. Komm doch mal her.«
Pedro erhob sich ächzend von seiner Kiste. Der Vorarbeiter machte Platz.
Jetzt blickte Pedro durch das Sichtfenster.
»Tatsächlich«, meinte er nach einer Weile. »Da liegt wirklich was drin. Ein Ring oder so.«
»Ja, ein Ring«, bestätigte der Vorarbeiter.
Jetzt wurde der Verwalter ebenfalls aufmerksam. »Lassen Sie mich doch mal sehen.«
Der Mechaniker trat zur Seite, und der Verwalter starrte durch die

Scheibe.

Die Männer sahen, wie er plötzlich anfing zu zittern. Als der Mann sich umdrehte, war sein Gesicht kalkweiß.

»Der Ring«, stotterte er, »gehört Ramona Navarra. Ich erkenne ihn genau. Mein Gott, aber wie kommt er in den Ofen?«

Die Männer sahen sich an. Jeder hatte plötzlich ein ungutes Gefühl. Man merkte es ihnen an, daß sie nach irgendeiner Ausrede suchten.

»Da wird doch nichts passiert sein?« flüsterte der Verwalter.

Er erhielt keine Antwort.

Nach einer halben Stunde öffneten die Männer schließlich den Kessel.

Franco Lagusta sah es als erster.

Er merkte, wie ihm schlecht wurde. »Wir – wir – müssen die Polizei holen«, würgte er hervor. »Da drin ist jemand verbrannt worden.«

***

Selbst die abgebrühten Beamten der Mordkommission waren schockiert von dem grauenhaften Anblick.

Kommissar Cello leitete die Untersuchungen. Er war ein hagerer Mann mit einer dicken Hornbrille auf der schmalen Nase. Sein Anzug schlotterte ihm um den Körper. Nichtsdestoweniger war Cello einer der fähigsten Madrider Polizeioffiziere.

Der Arzt ließ die Überreste in Kunststoffbeutel packen. Die Sachen würden noch im Polizeilabor untersucht werden.

Vorerst beschäftigte man sich mit den Funden. Da war der Ring. Ein kostbares Schmuckstück aus Gold und Brillanten. Das Gold war geschmolzen, hatte sich verformt, doch den Brillanten hatte das Feuer nichts anhaben können.

Ferner hatte man eine Uhr gefunden. Eine Herrenuhr. Von einem der teuersten Juweliere Madrids. Es gab nicht sehr viele Menschen in der Stadt, die dort kaufen konnten.

»Zwei Leichen also«, sagte Kommissar Cello zu seinem Assistenten. »Aber wer ist die zweite? Der Ring gehörte Ramona Navarra, das steht fest.«

»Entschuldigen Sie, wenn ich mich einmische, Kommissar«, sagte der Verwalter. »Aber Señorita Navarra befindet sich auf einer Schönheitsfarm. Für ein Jahr will sie nicht mehr auftreten. Sie will sich sozusagen generalüberholen lassen, wenn mir diese Bemerkung gestattet ist.«

»Sie ist«, sagte Cello. »Und die Adresse?«

»Welche Adresse?« Der Verwalter machte ein ungläubiges Gesicht.

»Himmel«, stöhnte Kommissar Cello, »sind Sie wirklich so naiv? Die Adresse der Schönheitsfarm.«

»Die habe ich nicht.«

Jetzt machte der Kommissar ein dummes Gesicht. »Und wer hat sie dann?«
»Niemand, soviel ich weiß. Kein Mensch soll wissen, wo Señorita Navarra hinfährt. Das ist ja der Trick. Sie will Ruhe haben, nichts als Ruhe. Und für das Haus hier sorge ich.«
»Das ist 'n Ding.« Der Kommissar dachte nach. Dann meinte er.
»Wann genau ist sie denn gefahren?«
»Vor zwei Tagen.«
»Waren Sie dabei?«
Der Hausverwalter schüttelte den Kopf. »Nein, natürlich nicht. Wieso auch.«
»Ja, wieso auch«, erwiderte Cello leise. Er trat ein paar Schritte zur Seite und zündete sich eine Zigarette an. Er spürte bereits das berühmte Kribbeln in den Fingerspitzen, das immer dann einsetzte, wenn Ärger in der Luft lag. Und danach sah es hier verdammt aus.
Lopez, sein Assistent, stellte sich neben ihn. »Tja, Alfredo, das ist ein ganz schöner Mist.«
Lopez konnte sich diese lockere Anrede erlauben, weil er inzwischen mit Cellos Tochter verlobt war.
»Mist hin – Mist her«, knurrte der Kommissar, »wir werden nicht in die Betten kommen. Wenn ich nur wüßte, wer diese beiden Personen sind, die man hier in den Ofen gesteckt hat.«
»Ich denke, die Navarra.«
»Das steht noch längst nicht fest. Wenn sie dich in den Ofen schmeißen und werfen den Ring meiner Alten hinterher, denkt auch alle Welt, mein süßes Eheweib wäre verbrannt. Und dabei keift sie immer noch. Eins sage ich dir, Junge«, der Kommissar klopfte seinem Assistenten zwei Finger gegen die Brust. »Laß du dich nur nicht von den Weibern fertig machen. Aber wir kommen vom Thema ab. Also: Es ist nicht sicher, daß Ramona Navarra verbrannt ist. Erst wenn wir die Anschrift dieses Schönheitsinstituts haben, dann wissen wir mehr. Aber das ist eine Aufgabe für dich, mein Sohn. So viele Schönheitsfarmen gibt es in Spanien gar nicht.«
»Und wenn sie ins Ausland gegangen ist?« fragte Lopez.
Der Kommissar fletschte die Zähne. »Dann nimmst du auch die unter die Lupe.«
»Wir sehen uns dann im nächsten Jahr«, sagte Lopez.
»Wieso?«
»Dann bin ich vielleicht fertig«, grinste der zukünftige Schwiegersohn des Kommissars.
Ehe der Alte etwas erwidern konnte, hörte er draußen Männer herumbrüllen. Dann stürmte einer der Polizisten die Treppe zum Keller hinunter.
»Kommissar, Kommissar«, rief er atemlos. »Oben sind Reporter. Sie

haben Blut gerochen, umlagern das Haus.«

»Keine Angst, mein Freund«, sagte der Kommissar. »Ich gehe rauf. Die Kameraden werden sich freuen.«

Mit bullig vorgerecktem Kinn zog der Kommissar los. Der Polizist wischte sich inzwischen den Schweiß von der Stirn und wandte sich an Lopez. »Mein Beileid.«

»Wofür?«

»Für Ihren Schwiegervater. Wenn die Tochter genauso ist – por Dios…«

Lopez gab keine Antwort.

Draußen hatte sich der Kommissar bereits mit den Reportern angelegt. Wie ein Fels in der Brandung stand er da.

»Was ist mit Ramona? Weshalb sind Sie hier? Bitte eine Erklärung! Ist Ramona Navarra ermordet worden? Wenn ja, welches Motiv?«

Die Fragen schwirrten nur so um den Kommissar herum. Er sagte immer nur einen Satz: »Kein Kommentar. Warten Sie die Pressekonferenz ab.«

Und dann ließ er den Platz räumen. Es gab Geschrei, einige lockere Zähne und ein paar zerstörte Kameras.

Schließlich hielten sich die Pressehaie doch in respektabler Entfernung auf.

»Das wäre geschafft«, schnaufte der Kommissar. Er wollte sich umdrehen und wieder in das Haus gehen, da fiel sein Blick auf den Boden.

Eine Zeitung lag dort. Sie war von heute und mußte wohl irgendeinem Reporter aus der Manteltasche gerutscht sein.

Der Kommissar hob die Zeitung auf. Die Schlagzeile sprang ihm förmlich ins Auge.

PLAYBOY CARLOS ORTEGA SPURLOS VERSCHWUNDEN!

Der Kommissar las die Zeile einmal, zweimal, und dann machte es in seinem Gehirn ›klick‹.

Carlos Ortega gehörte zu den bevorzugten Begleitern der Sängerin. Und man hatte in dem Ofen eine Herrenarmbanduhr gefunden.

Ein schrecklicher Verdacht keimte in dem Kommissar hoch…

***

Der Anblick der Frau traf John Sinclair mit der Wucht eines Keulenschlags.

Teufel, war das ein Weib!

Pechschwarze Haare, bis auf die Schulter hinabfallend. Augen, die tief wie Seen waren und alles versprachen. Ein Mund, der zum Küssen einlud – und eine Figur – so etwas gab es nur alle hundert Jahre einmal.

Sie trug einen kostbaren Nerzmantel, aus dem sie sich mit den

geschmeidigen Bewegungen eines Raubtieres herausschälte.

Zwei Ober sprangen hinzu und nahmen der Frau den Mantel ab.

Sie nickte mit einem huldvollen Lächeln.

John Sinclair trank hastig sein Glas leer. Selten war ihm der Anblick einer Frau so unter die Haut gegangen.

John Sinclair hatte sich an diesem Abend eine Bummeltour vorgenommen. Er wollte in einem der exquisitesten Londoner Restaurants speisen und dann mal sehen…

John Sinclair räusperte sich. Er konnte seine Augen nicht von der Frau lassen, und plötzlich überkam ihn die Erkenntnis.

Er kannte die Frau. Sie war niemand anderes als Ramona Navarra, eine Sängerin, die John sehr verehrte und von der er einige Platten zu Hause hatte.

Ein Autogramm war das mindeste, was sie ihm geben mußte, nahm er sich vor.

Ramona Navarra sah sich um. Die vielen Männeraugen, die sich an ihr festsaugten, schien sie nicht zu bemerken. Der Geschäftsführer wieselte heran und flüsterte ihr etwas zu, worauf die Frau den Kopf schüttelte. Dann deutete sie auf einen freien Tisch, direkt neben dem John Sinclairs.

Der Geschäftsführer nickte eifrig und geleitete die Sängerin an den gewünschten Platz.

Ein Ober brachte sofort Champagner.

»Geht auf Kosten des Hauses«, hörte John den Geschäftsführer flüstern.

Die Diva nickte huldvoll.

Sie trug ein mit Perlen besetztes Kleid, das tief ausgeschnitten war und die Ansätze ihres Busens freigab.

Ramona Navarra nahm einen Schluck Champagner, ließ ihren Blick kurz durch das Lokal schweifen und lächelte John flüchtig zu.

Der Inspektor kriegte abermals eine trockene Kehle.

Ein Ober reichte der Diva die Speisekarte. Ramona suchte lange und bestellte dann erst mal eine Kleinigkeit.

John, der ebenfalls essen wollte, war der Anblick der Schönen so auf den Magen geschlagen, daß ihm erst mal der Appetit vergangen war. Vorerst hielt er sich an seinem Whisky fest.

Das Lokal war nur wenigen Eingeweihten bekannt. Es war als Club deklariert, und man suchte sich hier seine Gäste aus. Die Einrichtung war vornehm und teuer. Es herrschte der gewisse Grad an Eleganz, den sich nur der leisten konnte, der genügend Geld besaß.

John Sinclair allerdings kaum. Doch das machte nichts, denn er war ja eingeladen worden.

Bill Conolly, sein Freund, wollte – wie er selbst sagte – einen in die Kolonne schmeißen. Deshalb hatten sie sich hier verabredet.

Für zwanzig Uhr. Und bis dahin war es noch eine halbe Stunde.

Sheila, Bills Frau, hatte mal wieder ein weibliches Wesen für den Junggesellen John aufgetan. Sie wollte den Inspektor unbedingt unter die Haube bringen. John ließ ihr diese kleine Freude.

Manchmal hatte sie tatsächlich süße Täubchen mitgebracht.

Aber sie waren alle nichts gegen Ramona Navarra. Diese Frau stellte Johns bisherige Bekanntschaften völlig in den Schatten.

John rückte seinen Stuhl so zurecht, daß er Ramona beobachten konnte, ohne daß es groß auffiel.

Die Sängerin lehnte sich zurück und schlug die makellosen Beine übereinander. Dabei rutschte das Kleid in jugendgefährdende Höhen.

Ramona merkte es wohl. Sie versuchte jedoch vergeblich, das Kleid weiter nach unten zu ziehen. Schließlich gab sie es auf und griff nach ihrer Handtasche. Sie holte ein goldenes Zigarettenetui hervor, klappte es auf und steckte sich ein Stäbchen zwischen die kirschrot geschminkten Lippen.

Zwei Ober spritzten hinzu, um ihr Feuer zu geben.

Doch John Sinclair war am schnellsten. Sein Feuerzeug klickte, und die Gasflamme sprang aus der kleinen Düse.

Ramona neigte sich ein wenig vor.

»Danke«, sagte sie und stieß den Rauch durch die Nase aus.

John lehnte sich wieder zurück. Für einen Augenblick nur hatte er ihr Parfüm gerochen. Diesen schweren, sinnlichen Duft. John hatte ihn wie Balsam aufgesaugt.

Ramona Navarra stäubte die Asche ab. Dann drehte sie ihren Kopf zur Seite und wandte sich direkt an John.

»Entschuldigen Sie, Mister…«

»Sinclair«, stellte sich John vor. »John Sinclair.«

Ramona lächelte. »Ich möchte nicht aufdringlich erscheinen, aber erwarten Sie noch jemanden?«

John war im ersten Augenblick perplex. Dann sagte er schnell:

»Nein, nein.«

»Würden Sie mir dann Gesellschaft zu leisten?«

»Aber Señorita Navarra, ich wüßte nicht, was ich lieber täte.«

»Sie kennen mich?« fragte sie. Ihre Stimme klang dunkel und voller Verheißung.

»Wer kennt Ramona Navarra nicht! Sie gestatten?«

»Selbstverständlich.«

John setzte sich zu ihr an den Tisch. Er zündete sich ebenfalls eine Zigarette an.

»Sind Sie beruflich hier in England?« wollte er wissen.

»Nein. Privat. Sehr privat sogar«, gab die Frau zurück, und in ihre Augen trat ein seltsamer Ausdruck.

»Na dann. Auf einen gelungenen Abend.« John hob sein Glas.

Sie tranken sich zu. Dabei ließ die Sängerin keinen Blick von Johns Gesicht.

Dem Inspektor wurde es langsam heiß unter dem Kragen.

Ramonas Essen kam. Sie hatte sich einen Langusten-Cocktail bestellt.

»Sie entschuldigen«, sagte sie zu John und begann zu essen.

Der Inspektor drückte seine Zigarette aus. Das lief ja besser, als er gedacht hatte. Jetzt mußte er nur noch eine Möglichkeit finden, mit der Frau von hier zu verschwinden. Man saß in diesem Lokal wie auf dem Präsentierteller. Eine kleine Bar war wesentlich gemütlicher.

»Sie kommen aus London, Mr. Sinclair?« fragte Ramona. Ihr Englisch hatte einen etwas harten Akzent.

»Ja. Ich kenne diese Stadt wie meine Westentasche.«

»Macht es Ihnen dann etwas aus, mir London bei Nacht zu zeigen? Ich meine, nur wenn Sie Zeit haben.«

»Aber Señorita Navarra«, sagte John. »Wie könnte ich solch einen Vorschlag ablehnen.«

Die Sängerin lächelte. John stellte fest, daß sie makellose Zähne hatte.

»Sagen Sie Ramona zu mir.«

»Nur, wenn Sie John sagen.«

»Cheerio, John.«

Sie tranken sich zu, und John Sinclair vergaß zum erstenmal seit langem seinen Job. Er wollte nicht mehr an Geister und Dämonen denken. Dieser Abend sollte endlich mal nur ihm gehören.

Er dachte auch nicht mehr an seine Verabredung, zum Teufel auch, man mußte die Gunst der Stunde nutzen.

Ramona schlug die Hände zusammen. »Tja, John. Eigentlich hält uns hier nichts mehr. Meinetwegen können wir gehen.«

Der Inspektor stand auf, und Ramona erhob sich ebenfalls.

Ein Ober brachte den Mantel. John hatte seinen Burberry im Wagen gelassen. Es war schließlich Sommer, wenn die Nacht auch ein wenig kühl war.

John übernahm die Rechnung. Ein Ober hielt ihnen die Tür auf.

Er vollführte einige Verbeugungen.

Als sie draußen standen, streckte Ramona beide Arme weit aus. »Herrlich, diese Luft.« Dann hakte sie sich bei John unter.

»Kommen Sie, ich möchte heute einmal richtig Mensch sein. Und kein Wort von meinem Beruf. Einverstanden?«

»Mir soll es recht sein.«

Sie nahmen den Wagen des Inspektors. Als John losfuhr, war er in einer euphorischen Stimmung.

Er ahnte nicht, daß neben ihm eine Tote saß…

***

Die letzte Bar, die sie verließen, hieß Spotlight. Es war ein schummriger Club mit heißem Programm.
»Und jetzt?« fragte John.
Ramona lachte silberhell. »Jetzt fahren wir irgendwohin. Am besten«, sie überlegte, einen Moment und legte den Zeigefinger gegen die Stirn, »am besten zu mir. Ja?« Ramonas Stimme klang schon leicht angeschlagen.
Auch John hatte einiges getrunken und traute sich nicht mehr zu fahren.
»Ich rufe uns ein Taxi«, sagte er.
»Du bist ein Schatz«, erwiderte Ramona und hauchte John einen Kuß auf die Wange.
Die beiden waren im Laufe des Abends zu einem vertraulichen Du übergegangen. Sie hatten dabei mehrmals Brüderschaft getrunken, und John spürte jetzt noch den Nachgeschmack des Lippenstiftes.
»Und wohin soll die Reise gehen?«
»Park Lane Hotel.«
John nickte anerkennend. »Teurer Laden.«
Das war das Hotel in der Tat. Es lag nicht weit vom Piccadilly Circus und grenzte an den Green Park.
Ein Taxi war schnell gefunden.
Ramona lachte, als sie einstiegen. »Ich kann mich an diese komischen Monstren nicht gewöhnen«, kicherte sie. »Aber irgendwie finde ich sie irre.«
John konnte ein Schmunzeln nicht unterdrücken. Die Sängerin war während der vergangenen Stunden richtig aufgetaut. Hier konnte sie endlich mal tun und lassen, was sie wollte, und war nicht die Navarra.
Zehn Minuten dauerte die Fahrt, und Mitternacht war schon vorüber, als John den Fahrer entlohnte.
Die Hotelhalle war gähnend leer.
»Versteck dich hinter einer Säule«, flüsterte Ramona. »Der Portier braucht nicht zu sehen, daß ich noch Besuch mitbringe. Sonst steht es morgen in allen Klatschspalten.«
John zwinkerte der Sängerin zu und ging in Deckung.
Sie holte sich den Zimmerschlüssel und erkundigte sich, ob die Hotelbar noch geöffnet sei.
Sie war es.
John Sinclair betrat mit seiner neuesten Eroberung die Bar. Sie setzten sich jedoch nicht in eine der zahlreichen Nischen, sondern nahmen von hier aus direkt den Lift.
Ramona wohnte im vierten Stock. Es war schon eine kleine Suite, die sie gemietet hatte.
Living-room, Schlafzimmer und Bad. Alles war großzügig angelegt.
Ramona schloß die Tür und schleuderte beide Schuhe von den

Füßen. Dann fiel sie John um den Hals.

Es war ein heißer Kuß, der dem Inspektor beinahe den Atem raubte. John fühlte, daß Ramona nicht einmal einen BH trug, und spürte, wie Ramonas Körper unter der Seide des Kleides zitterte.

Nach einigen Minuten löste sich die Frau von dem Inspektor.

»Warte hier«, flüsterte sie John zu. »Ich gehe nur noch ins Bad und zieh mich um.«

»Aber bleib nicht zu lange.«

»Keine Angst, du wirst zufrieden sein.«

Ramona verschwand.

John ließ sich in einen Sessel sinken. Eine Zigarette verkürzte ihm die Wartezeit.

War das eine Nacht gewesen – und sie war noch nicht zu Ende.

Das Beste lag noch vor ihm.

Schon bald rauschte die Dusche. John malte sich aus, wie Ramona unter den heißen Wasserstrahlen stand – und…

»John!« Ramonas Stimme übertönte das Rauschen der Dusche.

»Ja?«

»Bring mir doch bitte das Badetuch, John. Es liegt auf dem Bett im Schlafzimmer.«

»Wüßte nicht, was ich lieber täte«, erwiderte der Inspektor.

Er ging ins Schlafzimmer. Das grün-rot gesprenkelte Tuch lag tatsächlich dort.

Der Inspektor legte es sich über den Arm und öffnete die Tür zum Bad.

Heiße Schwaden nahmen ihm für einen Augenblick die Sicht.

John wischte sich über die Augen. Dann sah er klarer.

Es gab eine Wanne und davon getrennt eine Duschkabine. Ein nackter Arm kam hinter dem Plastikvorhang hervor.

»Das Tuch, John.«

Der Inspektor trat vor, stieß die Tür ganz auf.

Genau drei Schritte schätzte er. Plötzlich bemerkte er links von sich eine Bewegung.

Seine Reflexe waren durch den getrunkenen Alkohol längst nicht mehr so schnell und sicher. Er sah nur noch etwas auf sich zusausen, hörte ein Zischen, und dann traf etwas mit elementarer Wucht seinen ungeschützten Nacken.

Einen Herzschlag später war sein Bewußtsein ausgelöscht.

Hart knallte der Inspektor auf die Fliesen.

Die Dusche wurde abgedreht.

Ramona tauchte auf und schlüpfte wieder in ihr Kleid. Sie hatte neben den Wasserstrahlen gestanden, und nicht einmal ihr Haar war naß geworden.

Der Mann, der John niedergeschlagen hatte, trat aus seinem Versteck

hinter der Tür hervor.
Weiß schimmerten seine Augäpfel in den Höhlen. Lässig steckte er den Totschläger weg. Mit dem rechten Fuß drehte er den bewußtlosen Inspektor auf den Rücken.
Mit eiskaltem Blick sah Ramona Navarra auf John Sinclair nieder. Nichts war mehr von ihrem Charme und der Fröhlichkeit vorhanden. Sie war nur noch die Dienerin eines brutalen Verbrechers.
»Erledigt«, sagte Ramona Navarra kalt und stieg über John Sinclair hinweg.

***

»Ich verstehe das nicht«, sagte Bill Conolly. »John ist doch sonst immer pünktlich.«
Der Reporter war verärgert, und auch Sheila und ihre Bekannte zogen lange Gesichter.
Über eine halbe Stunde warteten sie schon. Selbst die Drinks stießen Bill sauer auf.
Sheila Conolly hatte Pamela Gordon vor zwei Tagen getroffen.
Die beiden Frauen kannten sich aus ihrer Studienzeit. Pamela lebte schon lange in Frankreich und war quasi hier nur zu Besuch. Sie arbeitete in Paris bei einem Public-Relation-Unternehmen und verdiente recht gut.
Pamela hatte eine schlanke, biegsame Figur und trug ihr dunkelbraunes Haar im modernen Locken-Look. Ihr Gesicht war etwas blaß, und der kirschrot geschminkte Mund stach wie ein Blutfleck hervor.
Pamela wollte seit Jahren mal wieder richtig in London ausgehen, und ausgerechnet jetzt kam John Sinclair nicht. Sie war gespannt auf diesen Mann, von dem ihr Sheila erzählt hatte.
Sheila Conolly trug an diesem Abend einen eleganten Hosenanzug und eine schlichte, aber echte Perlenkette um den Hals. Ihr Haar hatte sie hochgesteckt und leicht rötlich gefärbt.
Auf den Strähnen tanzten flirrende Lichtreflexe.
»Frag doch einen von den Kellnern«, sagte Sheila zu ihrem Mann. »Vielleicht war John schon hier und hat eine Nachricht für uns hinterlassen.«
Bill zuckte mit den Schultern. »Versuchen kann ich es ja mal.«
Der Reporter stand auf. Sein dunkelblauer Samtanzug spannte sich um die breiten Schultern.
Der Ober sah dem Reporter fragend entgegen.
»Es geht um einen Bekannten von uns«, begann Bill Conolly. »Sein Name ist John Sinclair. War er vielleicht heute abend hier und hat uns eine Nachricht hinterlassen?«
»Nein, Sir. Mir ist nichts bekannt.«

»Hm.« Bill biß sich auf die Lippe. »Fangen wir mal anders herum an. Dieser Gentleman, nach dem ich fragte, sieht folgendermaßen aus.«

Bill Conolly beschrieb John Sinclair haargenau, und was der Reporter nicht für möglich gehalten hatte, geschah. Das Gesicht des Obers hellte sich auf.

»Dieser Gentleman war allerdings hier. Er ist allein gekommen und hat sich dann zu einer Dame an den Tisch gesetzt.« Der Ober hatte bei dem letzten Satz seine Stimme ein wenig gesenkt.

John, du alter Schwerenöter, dachte Bill.

»Wissen Sie, Sir, diese Dame…« Der Ober räusperte sich, und seine Augen bekamen einen gewissen Glanz.

Bill verstand und steckte ihm einen mittleren Schein zu.

»Aber so war das doch nicht gemeint, Sir.« Mit erstaunlicher Geschwindigkeit ließ der Ober jedoch das Geld verschwinden.

»Also, diese Dame ist eine sehr bekannte Persönlichkeit. Sie ist eine Sängerin. Ramona Navarra heißt sie.«

Der Ober blickte Bill an und machte ein Gesicht, als wolle er sagen: ›Da bist du platt, was?‹

Bill war auch in der Tat überrascht. »Und es war wirklich die Navarra?« vergewisserte er sich.

»Wenn ich es Ihnen doch sage, Sir.«

»Sicher, sicher. Sie wissen nicht zufällig, wo die beiden hin wollten?«

»Nein, da kann ich Ihnen beim besten Willen nicht helfen. Aber wenn ich mal aus der Erfahrung sprechen darf. Unsere Gäste gehen meistens noch nach einem gelungenen Essen bummeln. Sie haben wahrscheinlich eine intime Bar besucht. So hätte ich es wenigstens gemacht, Sir.«

»Ich auch«, murmelte Bill in Gedanken versunken, er bedankte sich noch mal bei dem Ober und ging dann zum Tisch zurück.

Die beiden Frauen sahen ihm gespannt entgegen. »Nun? Erfolg gehabt?« fragte Sheila.

»Ja und nein.«

»Was heißt das?«

Bill berichtete in kurzen Sätzen.

Sheila pfiff ganz undamenhaft durch die Zähne. »John und die Navarra? Kaum vorzustellen. Das ist doch eine von denen, die nur auf aalglatte Playboys fliegt und nicht aufrichtige Männer. Nein, der Ober wird sich vertan haben. Ganz bestimmt sogar.«

Sheila legte nachdenklich ihre Hand auf die Stirn. »Natürlich, jetzt fällt es mir wieder ein. Von der Navarra stand neulich etwas in der Zeitung. Sie wollte doch für ein Jahr aussetzen oder so ähnlich. Bill, der Ober hat die Frau bestimmt mit einer anderen verwechselt.«

Der Reporter schüttelte den Kopf. Besorgnis stahl sich in seine Züge. »Ich kenne John verflixt lange. Er fällt nicht auf irgendeine Biene

herein. Bestimmt war die Navarra echt. Außerdem hat John einige Platten von ihr.«
Sheila stöhnte auf. »Aber die Zeitungen…«
»Hör doch mit den Zeitungen auf«, knurrte ihr Mann. »Die schreiben viel, wenn der Tag lang ist.«
»Du mußt es ja wissen«, entgegnete Sheila spitz. »Bist ja selbst Journalist.«
Bill warf ihr einen undefinierbaren Blick zu.
»Also, ich verstehe nur Bahnhof«, sagte Pamela Gordon. »Ich weiß nur, daß euer lieber John Sinclair verschwunden ist und der Abend langsam, aber sicher in die Binsen geht.«
Bill hob die Schultern. »Tut mir leid, Pam. Das habe ich nicht gewollt.«
»Und wie hast du dir den weiteren Verlauf gedacht?« fragte Sheila.
»Das ist eben das Problem, meine liebe Mrs. Conolly. Ich für meinen Teil möchte John gern suchen gehen.«
»Das heißt im Klartext, wir müssen alle möglichen Bars abklappern.«
»Nicht alle. Überleg doch mal. Wo geht man mit einer Frau wie der Navarra hin? Doch nicht nach Soho.«
»Hast du eine Ahnung.« Sheila lachte leise. »Frauen wie die sind zu allem fähig. Vielleicht will sie mal die Unterwelt von London kennenlernen. Ist doch drin. Was meinst du, Pam?«
»Ich halte mich da raus.«
»Und ich bezahle jetzt die Rechnung«, sagte Bill.
Fünf Minuten später hatten die drei das Restaurant verlassen.
Die Suche begann.
Bar für Bar nahmen sie unter die Lupe, und es wurde beileibe kein billiger Abend. Oft mußten sie etwas trinken, und auch Orangenflips haben ihre Preise.
Schließlich gerieten sie auch in die Nähe des ›Spotlights‹.
Sheila sah Johns Wagen zuerst. »Da steht ein Bentley«, sagte sie.
Bill drehte den Kopf. »Tatsächlich. Wartet einen Moment.«
Er lief ein paar Schritte vor, um das Nummernschild besser erkennen zu können.
»Es stimmt«, rief er. »Das ist Johns Wagen. Na, dann wird er ja noch drin sein.«
Aber John Sinclair befand sich nicht mehr in der Bar. Und hier erst fragte Bill Conolly auch konkret nach den beiden.
»Die waren hier«, sagte ein Mixer. »Mein Gott, hatte der Typ ein Weib bei sich. Da lief sogar mir das Wasser unter der Zunge zusammen. Und das soll schon was heißen.«
Ehe er jedoch ins Schwärmen geriet, stoppte Bill seinen Redefluß.
»Wann sind die beiden denn gegangen?«
»Vielleicht vor einer Stunde. So genau kann ich das auch nicht mehr

sagen.«
Bill ließ sich das Telefon reichen.
»Wen willst du denn jetzt anrufen?« fragte Sheila.
»John natürlich«, erwiderte Bill, ohne von der Wählscheibe aufzusehen.
»Der ist verrückt«, hörte er in seinem Rücken Sheila flüstern.
Bei John meldete sich niemand. Resignierend ließ Bill den Hörer zurückfallen.
»Und nun?« Sheila lächelte spöttisch. »Jetzt schweigt der große Meister, wie?«
»Im Augenblick ja«, gab Bill zu. »John und die Navarra«, meinte er leise. »Da stimmt was nicht. Irgend etwas ist faul an der ganzen Sache.«
Sheila fürchte die Stirn. »Sag nur nicht, du witterst ein Verbrechen.«
»Kann schon sein«, entgegnete Bill und rutschte langsam vom Barhocker.

***

Die Dunkelheit um ihn herum war absolut.
John Sinclair wußte nicht, wie lange er bewußtlos gewesen war.
Auf jeden Fall hatte er mörderische Kopfschmerzen. Außerdem taten ihm sein Nacken und ein Teil der Schulter weh.
Unendlich langsam öffnete John die Augen. Kein Lichtschimmer drang durch die verdammte Schwärze.
John wollte sich bewegen, doch er konnte kein Glied rühren.
Man hatte ihn an Händen und Füßen gefesselt!
Auch fühlte er etwas Hartes zwischen seinen Zähnen. Ähnlich wie ein Mundstück.
Mundstück?
John bewegte seine Lippen. Tatsächlich, da hatte ihm jemand ein Mundstück zwischen die Zähne gepreßt. Jetzt spürte er auch den Druck im Rücken.
Kein Zweifel, das konnten nur Sauerstofflaschen sein.
Deshalb lag er auch auf der Seite.
Aber wo? Vielleicht in einer Kiste. John winkelte die Beine an.
Er stieß mit den Knien gegen etwas Hartes.
Holz oder Metall…
Sollten sie ihn womöglich in einen Sarg verfrachtet haben?
Der Inspektor blieb ganz ruhig liegen, konzentrierte sich.
Nun merkte er auch die schaukelnden Bewegungen, hörte das brummende Geräusch.
Ein Wagen. Du liegst auf der Ladefläche eines Wagens, sagte sich John.
Gleichzeitig setzte auch die Erinnerung wieder bei ihm ein.

Ramona Navarra kam ihm in den Sinn. Der Abend, der Barbummel, dann das Hotelzimmer – und dann…

Die Nachwirkungen des Schlages spürte er jetzt noch.

Aber wo schafften sie ihn jetzt hin, und was sollte diese Entführung bezwecken?

Egal, es würde sich herausstellen. Erst einmal in aller Ruhe abwarten. Daß man etwas von ihm wollte, war ihm klar, sonst hätten sie ihn sofort umgelegt.

Die Zeit verging, und plötzlich wurde die Straße oder der Weg schlechter. John wurde in der Kiste ganz schön durcheinandergeschüttelt.

Er fluchte innerlich wie ein Maultiertreiber und nannte sich selbst den größten Esel.

Irgendwann stoppte der Wagen.

Türen klappten, dann klangen Schritte auf. John hörte Männerstimmen, und jemand zog an der Kiste.

Anschließend wurde sie getragen. Der Geisterjäger merkte es an den schaukelnden Bewegungen.

Schließlich wurde die Kiste abgesetzt. Die Schritte entfernten sich wieder.

John blieb weiterhin in seinem Gefängnis liegen. Er war direkt froh, als die Schritte wieder aufklangen und sich jemand an dem Kistendeckel zu schaffen machte.

Wenig später wurde er hochgeklappt.

Licht blendete den Inspektor. Unwillkürlich kniff er die Augen zusammen und öffnete sie auch nur intervallweise.

Was er sah, erstaunte ihn.

Eine weiße Decke mit einer runden Leuchtstoffröhre darunter.

Er sah auch den Ausschnitt einer gekachelten Wand. Mehr konnte John aus seiner Perspektive nicht erkennen.

Zwei Männer tauchten auf. Einer am Kopf-, der andere am Fußende.

Die Männer packten zu, hoben John aus der Kiste. Sie trugen Sonnenbrillen. John hatte die beiden noch nie gesehen.

Einer nahm ihm die Sauerstofflasche ab und zog auch das Mundstück zwischen den Zähnen hervor.

Tief pumpte John die Lungen voll Luft. Sie schmeckte doch ganz anders.

Gefesselt blieb er allerdings weiterhin. John wollte etwas fragen, doch seine Stimme versagte. Sein Hals war trocken wie Sandpapier.

Die Männer legten ihn auf eine Trage oder ein Bett. Dann traten sie zurück.

John drehte den Kopf.

Er lag in einem Labor. Dies erkannte er an den zahlreichen Meßgeräten.

Und dann weiteten sich seine Augen.
Neben einem der Tische stand Ramona Navarra.
Das Lächeln, das John so geschätzt hatte, war verflogen.
Langsam näherte sich die Frau der Trage.
Jetzt wollte John Klarheit haben. »Was ist geschehen?« krächzte er mühsam. »Und wo bin ich hier?«
»Wir mußten dich leider etwas unsanft behandeln«, erwiderte Ramona. »Erst einen Schlag in den Nacken und dann die Spritze. Aber du hast es überstanden. Wo du bist, kann ich dir auch sagen, mein Freund. Du befindest dich in Spanien.«
»Spanien?« echote John.
»Ja. Du warst fast einen Tag lang bewußtlos.«
Der Geisterjäger schloß erst einmal die Augen. Die Überraschung hatte ihn wie in Tiefschlag getroffen. Nun ja, er mußte sich mit dieser Tatsache abfinden. Wahrscheinlich hatte man ihn erst in ein Flugzeug und danach in einen Wagen geschafft.
»Und was ist der Grund dieser Entführung, wenn ich mal fragen darf?«
»Der Meister wollte es so.«
»Wer ist denn der Meister?«
»Du wirst ihn sofort kennenlernen.«
Ramona hatte den Satz kaum ausgesprochen, da öffnete sich eine Tür.
John wandte den Kopf, und im selben Augenblick war ihm, als träfe ihn der Schlag.
In dem Labor stand niemand anderes als sein größter Feind.
Dr. Tod!

***

»Überrascht, Inspektor?« fragte Dr. Tod. Ein siegessicheres, zynisches Lächeln umspielte seine strichdünnen Lippen.
John Sinclair riß sich zusammen. Dieser Anblick hatte ihn tatsächlich geschockt. Aber sein Gegner sollte nicht merken, wie ihm zumute war.
»Ein wenig schon«, erwiderte John. Noch immer klang seine Stimme kratzig.
Wieder lächelte Dr. Tod. Er trat ein paar Schritte vor bis dicht an die Trage, auf der sein Gefangener lag. John sah den Ring an Dr. Tods Finger schimmern.
Dieser Ring war sozusagen sein Markenzeichen. Er hatte eine rubinrote Oberfläche, in die ein weißer Totenkopf eingraviert war. Der Totenkopf änderte je nach Körpertemperatur des Ringträgers seine Farbe.
Selbstverständlich hatte John gewußt, daß er irgendwann wieder mit Dr. Tod zusammentreffen würde. Aber daß es so schnell ging,

schockierte ihn doch. Ihr erstes Aufeinandertreffen lag erst einige Wochen zurück. Damals war ihm Dr. Tod im allerletzten Moment entwischt.

Dr. Tod blickte triumphierend auf sein gefesseltes Opfer hinunter.

»Inspektor Sinclair, der Mann, der es beinahe geschafft hätte, mich zu schlagen. Nun befinden Sie sich in meiner Gewalt, Inspektor. Gefesselt. Ihre Grenzen sind gesteckt, und mein Plan hat reibungslos funktioniert.«

»Ja, das sieht man«, entgegnete John sarkastisch. Trotz seiner miesen Lage behielt er die Übersicht. »Man erzählte mir, ich sei hier in Spanien?«

Dr. Tod lachte überheblich.

»Das ist richtig. Ein Dr. Tod hat sich mit Asmodis' Hilfe überall in der Welt seine Stützpunkte geschaffen. Und ich brauche keine langen Vorbereitungen, Inspektor, wenn ich im Namen der Hölle erneut zuschlagen will. In Ihrem Fall habe ich das Netz so raffiniert gespannt, daß Sie sich zwangsläufig darin verstricken mußten.«

»Mit Ramona Navarra als Lockvogel war es nicht schwer.«

Dr. Tod winkte ab. »Ramona Navarra ist tot. Sie sind auf eine Doppelgängerin reingefallen. Inspektor!«

John hatte das Gefühl, als träfe ihn ein Hammerschlag. »Eine Doppelgängerin?« Der Geisterjäger schluckte. »Das müssen Sie mir näher erklären. Ich wüßte nicht, wie man…«

»Eine Erklärung erhalten Sie schon noch, Inspektor. Aber keine theoretische, sondern eine praktische. Doch ich will Ihnen meinen Plan weiter erzählen. Ich bin in der Lage, von jedem Menschen auf dieser Erde einen Doppelgänger zu schaffen. Keinen Roboter – nein, einen echten Menschen. Denken Sie mal nach, Inspektor. Heute ist es eine Sängerin, morgen ein Polizist und übermorgen vielleicht ein Politiker und Wirtschaftsmagnat. Ich kann die Welt in die Tasche stecken. Jeder tanzt nach meiner Pfeife.«

John Sinclair glaubte diesem Mann aufs Wort. Er wußte, daß Dr. Tod mit der Hölle im Bund stand und daß er kein Mittel scheute, die Welt in ein Chaos zu stürzen. Nur dann konnte der Teufel triumphieren.

War das schon der Anfang des Weltuntergangs, von dem in der Bibel gesprochen wurde?

John fühlte, wie ihn die Worte erregt hatten. Das Blut hämmerte in seinen Adern, sein Körper war schweißnaß. Hier untätig herumzuliegen und diesem Satan kein Paroli bieten zu können, brachte John dem Wahnsinn nahe.

»Ich sehe Ihnen an, Sie haben sich meine Worte durch den Kopf gehen lassen«, sagte Dr. Tod. »Nun gut, dann komme ich zum zweiten Teil meiner Ausführungen. Aber Sie müssen sich einen Moment gedulden, meine Männer sind noch nicht soweit. Ramona leistet Ihnen

solange Gesellschaft.«

Dr. Tod verschwand durch eine weiß lackierte Tür.

Ramona Navarra, die sich bisher im Hintergrund des Labors aufgehalten hatte, nahm Dr. Tods Platz ein. Die Sängerin trug noch immer dasselbe Kleid wie in London.

Doch die erotische Ausstrahlung, die John bei ihrem ersten Auftreten gespürt hatte, war längst verschwunden. Der Geisterjäger betrachtete die Frau nur noch als reines Studienobjekt – und als Gegner!

Trotzdem versuchte er es auf die weiche Tour. »Ramona«, sagte er leise, »was hat das alles hier zu bedeuten? Warum bin ich gefesselt? Komm, nimm mir die Stricke ab. Denk an unsere Zeit in London.«

John, der die Sängerin genau anblickte, sah mit Entsetzen, daß sich deren Gesicht zu einer Grimasse verzerrte.

»Nichts werde ich tun!« zischte Ramona Navarra böse. »Ich werde dich höchstens umbringen, denn du bist ein Feind unseres Meisters. Seine Feinde sind auch meine Feinde.«

Sie hatte ihre Finger zu Krallen gebogen. Die rot lackierten Nägel erschienen John wie dicke Blutstropfen.

»Ich kratze dir die Augen aus!« keuchte Ramona. »Du brauchst sie doch nicht mehr…«

Mit gefletschten Zähnen warf sie sich vorwärts. Wie eine Furie.

John wußte, daß er jetzt alles aufbieten mußte, um dem Teufelsweib zu entgehen.

Er paßte den richtigen Sekundenbruchteil ab.

Mit einer blitzschnellen Drehung rollte er sich von der Trage.

Die gekrümmten Nägel fuhren in das Laken.

John krachte zu Boden.

Er spürte den Aufprall bis in die letzten Haarspitzen. Sterne blitzten vor seinen Augen.

Über sich hörte er das enttäuschte Kreischen der Frau. Er sah, wie sie um die Trage herumrannte, um sich auf ihn zu werfen.

John zog die Beine an. Zum Glück erlaubte es die Fesselung.

Ramona war mitten im Sprung, als Johns Füße sie trafen. Ihr Körper wurde zurückgeschleudert.

Hinter dem Tritt saß so viel Wucht, daß die Sängerin bis gegen einen Schrank krachte, dessen Glasscheiben unter dem Aufprall in tausend Stücke zerbrachen.

Einige im Rahmen steckengebliebene Scherben drangen Ramona in die Arme.

John, der von seiner Froschperspektive alles gut erkennen konnte, hatte auf einmal das Gefühl, sein Verstand würde streiken.

Aus den Wunden quoll nicht ein Tropfen Blut!

Jetzt wurde es John mit aller Deutlichkeit klar: Ramona Navarra war kein Mensch mehr.

Sie war ein Monster, eine Untote…
Und sie hielt eine lange spitze Scherbe in der Hand.
Wie ein Raubtier schlich die Frau auf den am Boden liegenden Inspektor zu. Ihr Gesicht war nur noch eine Grimasse. Das Kleid war durch die Scherben zerschnitten worden. In Fetzen hing es ihr vom Körper.
Sie flüsterte unverständliche Worte. Worte, die vom Haß und vom Mordwillen diktiert wurden.
John Sinclair rollte sich ein paarmal um die eigene Achse. Er schaffte es, unter die Trage zu gelangen.
Die Sängerin lachte schrill.
Mit einem Fußtritt fegte sie die Trage zur Seite. Das Gestell kippte um.
Jetzt hatte die Frau freie Bahn.
Wieder traten Johns Füße in Aktion. Doch diesmal hatte Ramona aufgepaßt. Ja, sie ging sogar zum Gegenangriff über.
Mit einer geschickten Drehung wich sie den Füßen aus und rammte gleichzeitig ihren rechten Arm vor.
Johns Hosenbein zerriß ratschend. Wie ein glühendes Stück Eisen fuhr die Spitze der Scherbe über Johns Wade.
Der Inspektor biß die Zähne zusammen. Blut lief an seinem Bein entlang.
Ramona riß ihre Hand wieder zurück. Jetzt wollte sie noch mal zustoßen. Sie hatte gesehen, daß der verhaßte Geisterjäger doch nicht unverwundbar war.
Da wurde die Tür aufgerissen.
Dr. Tod stürmte in den Raum.
»Ramona!« gellte seine Stimme.
Die Sängerin zuckte herum. Geduckt blieb sie stehen.
Ihr Atem ging schnell und flach. Die Augen hatte sie weit aufgerissen.
Mit schnellen Schritten war Dr. Tod bei ihr, packte sie an der Schulter und schleuderte sie durch den Raum.
Ramona fiel kreischend in eine Ecke.
John Sinclair atmete auf. Die Gefahr war gebannt. Vorerst jedenfalls…
Dr. Tod lachte, als er Johns blutendes Bein sah. »Ich sehe, Sie haben sich nicht gerade freundschaftlich unterhalten. Naja, verständlich ist es schon. Am liebsten hätte ich Ramona den Spaß gelassen, aber ich brauche Sie noch, Inspektor.«
»Wie freundlich von Ihnen«, quälte John zwischen zusammengepreßten Lippen hervor.
»Ihr Humor wird Ihnen noch vergehen«, prophezeite Dr. Tod.
Er wandte sich um und stieß einen Pfiff aus.
Die beiden Männer mit den Sonnenbrillen betraten wieder den Raum.

»Hebt ihn auf!« befahl Dr. Tod.

Die Kreaturen gehorchten. Sie trugen John in einen Nebenraum, wo schon alles bereitgestellt war.

Diesmal wurde John Sinclair auf einer anderen Trage festgeschnallt. Die breiten Lederriemen spannten sich wie Stahlseile um seinen Körper. Sogar die Luft wurde ihm knapp. John konnte nur den Kopf drehen.

Er sah lange, schmale Tische, auf denen große, mit Nährlösung gefüllte Glasbehälter standen. Körperteile schwammen darin herum. Es war ein makabrer Anblick.

John schluckte. Hier wurde mit Menschen experimentiert. Und zwar in der grausamsten Weise.

Doch der Mittelpunkt der Schreckenskammer war eine Wanne.

Auch sie war mit einer Lösung gefüllt. Und in der Lösung schwamm ein Mensch. Ein Toter.

Die Leiche mußte noch frisch sein, denn sie zeigte keinerlei Verwesungserscheinungen.

»Na, alles gut angesehen?« drang Dr. Tods Stimme in Johns Gedanken.

»Es geht«, krächzte John Sinclair. Er konnte nicht verhindern, daß seine Stimme flatterte.

Dr. Tod lachte wieder. Dann deutete er auf die nackte Männerleiche in der Wanne.

»Das wird der neue John Sinclair«, sagte er.

Obwohl John so etwas bereits geahnt hatte, traf ihn diese Erklärung doch bis ins Mark. Und zum erstenmal spürte er die heißen Angstschauer in sich hochjagen. Ihm war mit erschreckender Deutlichkeit bewußt, daß er diesmal verloren hatte.

Endgültig…

Tief atmete John die Luft ein. Sein Herz hämmerte gegen die Rippen. In seinen Ohren rauschte das Blut, und sein Magen hatte sich zusammengekrampft.

»Es geht ganz einfach«, erklärte Dr. Tod. Er sprach wie ein Dozent zu seinen Studenten. »Sie wissen selbst, daß in einem Stück Haut sämtliche genetische Informationen enthalten sind, um ein neues Leben zu schaffen. Was noch fehlt, wird mir durch Asmodis' Hilfe gegeben. Deshalb bin ich auch in der Lage, das durchzuführen, was schon viele versucht haben und niemandem gelungen ist.«

Dr. Tod griff in die Tasche eines weißen Kittels und holte ein Skalpell hervor.

»Ein Stück Haut nur, Inspektor. Ein kleines Stückchen, herausgeschnitten aus ihrer Wange, und alles ist erledigt.«

John fühlte, wie ihm der Angstschweiß auf die Stirn trat. Er dachte an die vielen Opfer, die dieser Mann schon auf dem Gewissen hatte,

und ihm war bewußt, daß Dr. Tod seinem Triumph jetzt die Krone aufsetzen wollte.

Sein größter Feind befand sich in seiner Hand. Wehrlos – ohne eine Chance zu entkommen.

Dr. Tod hielt das Skalpell gegen das Licht. Die Schneide warf funkelnde Reflexe. Gleichzeitig sah John, daß die Farbe des Totenkopfes auf Dr. Tods Ring veränderte.

Der Totenkopf wurde tiefschwarz, ein Zeichen, daß auch Dr. Tod unter einer starken Erregung stand.

Der Menschenhasser trat dicht an die Trage. Langsam beugte er sich über den wehrlosen John Sinclair.

Das Skalpell näherte sich Johns Gesicht.

Dr. Tods Augen funkelten. Endlich hatte er seinen Sieg errungen.

Endlich…

Die höllisch scharfe Schneide des Skalpells berührte Johns Wange.

Ein kurzer Druck – und…

John Sinclair schloß die Augen.

Dann kam der Schmerz…

***

Alles dauerte nur Sekunden. Sekunden, die John Sinclair jedoch wie Ewigkeiten erschienen.

Tränen traten in seine Augen, doch kein Laut des Schmerzes drang über seine zusammengepreßten Lippen.

Dann hatte Dr. Tod seine grausame Arbeit beendet. Zwischen den Spitzen einer Pinzette hielt er das Stückchen Haut. Es war nicht größer als ein Daumennagel – und doch war es ein Teil von ihm. Von John Sinclair.

Die rechte Seite der Wange brannte wie Feuer. John fühlte, wie das Blut über sein Gesicht lief. Er atmete mit offenem Mund.

Gnadenlos spannten sich die Lederriemen um seinen Körper.

Nicht einmal den kleinen Finger konnte er rühren. Außerdem hatte sich in seinen Armen und Beinen durch die lange Fesselung das Blut gestaunt. Der Kreislauf war schwer angegriffen.

Triumphierend hielt Dr. Tod das Hautstück hoch, schwenkte es vor John Sinclairs Augen hin und her.

»Das ist der endgültige Sieg«, verkündete er mit lauter Stimme.

John erwiderte nichts.

Er wollte seine Kräfte schonen, denn sogar das Sprechen bereitete ihm Mühe.

Dr. Tod trat zu der Leiche in der Wanne. Der Tote schwamm auf der Oberfläche, seine gebrochenen Augen starrten gegen die Decke.

Noch einmal wandte Dr. Tod den Kopf. »Die Hölle hat mir Kraft gegeben«, flüsterte er. »Kraft, die ich für viele weitere Versuche

brauchen werde.«

Er hatte sich während dieser Worte hingekniet und griff mit der linken Hand in die Flüssigkeit.

Dr. Tod hob den Kopf der Leiche an.

Vorsichtig nahm er das Stück Haut und legte es der Leiche auf das feucht glänzende Kinn.

Die Haut verband sich auf der Stelle mit dem Körper der fremden Leiche.

Dr. Tod ließ den Toten wieder zurücksinken.

Die Flüssigkeit schwappte ein paarmal, beruhigte sich wieder.

Der Menschenhasser erhob sich und trat zurück. »Gleich geschieht es«, sagte er rauh. »Gleich, Inspektor, werden Sie das größte Wunder der Menschheit erleben.«

Der Moment dauerte wenige Minuten.

Dann begann die Flüssigkeit zu brodeln. Blasen bildeten sich zerplatzten an der Oberfläche. Und aus den unzähligen Blasenkratern stiegen dicke Dampfschwaden, die die Wanne im Nu einnebelten.

Niemand der beiden Männer konnte genau erkennen, was im Innern der Wanne vor sich ging.

John wollte es auch gar nicht sehen, ihm reichte es, wenn das Endprodukt vor ihm stand.

Die Dampfwolke wurde dünner, löste sich in feine Schleier auf, die sich schnell verflüchtigten.

Schon konnte John die Umrisse der Wanne erkennen, sah wieder die brodelnde Flüssigkeit – und die Leiche, die darin herumschwamm.

Da traf ihn der Schock.

Der Tote hatte sein Gesicht!

John Sinclair stöhnte unter dieser ungeheuren Erkenntnis auf.

Das war mehr, als ein Mann ertragen konnte. An die Folgen durfte er gar nicht denken.

Dr. Tod war fasziniert. Er kniete vor der Wanne nieder und hob den neuen ›John Sinclair‹ hoch.

»Phantastisch«, flüsterte er. »Einfach genial. Asmodis hat wieder einmal gezeigt, wer der eigentliche Herrscher der Welt ist.«

Dr. Tod zog ›John Sinclair‹ aus der Wanne und legte ihn auf den Boden. Dann wandte er sich dem echten John Sinclair zu. »Ich hätte Sie auch sofort umbringen lassen können, doch diesen Triumph sollten Sie noch miterleben. Ich wünsche Ihnen eine angenehme Reise in die Hölle!«

Danach begann er schaurig zu lachen. Das Gelächter dröhnte noch in Johns Ohren, als Dr. Tod bereits verschwunden war.

Stille senkte sich über den Raum. Die Stille des Todes.

John versuchte verzweifelt, sich zu bewegen, doch die Lederriemen saßen zu fest. Er hatte sogar das Gefühl, daß, je mehr er sich bewegte,

um so härter die Riemen gespannt wurden.
Es war ein Teufelskreis.
Plötzlich unterbrach John seine Bemühungen. Ein Geräusch hatte ihn aufgeschreckt.
Der neue John Sinclair begann sich zu bewegen!
Mit Entsetzen sah der Inspektor, wie sein Doppelgänger aufstand. Er tat es mit ruckartigen, roboterhaften Bewegungen. Die Kräfte der Hölle, die Dr. Tod schon bei der Erschaffung einer Ramona Navarra beschworen hatte, waren nun voll aktiv.
Der untote John Sinclair nahm keine Notiz von seinem Doppelgänger. Mit eckigen Bewegungen ging er auf eine Tür zu, zog sie auf und verschwand in einen anderen Raum.
Dumpf fiel die Tür wieder ins Schloß.
Der Inspektor ahnte, was Dr. Tod vorhatte. Er würde den falschen Sinclair nach London schicken, und niemandem würde etwas auffallen.
Nicht einmal seinem Chef, Superintendent Powell. Der untote Sinclair konnte im Yard schalten und walten.
Und Bill und Sheila Conolly? Würden sie auch auf die Person hereinfallen?
John wagte sich die Folgen gar nicht auszumalen.
Was aber geschah mit ihm? Er sollte umgebracht werden. Aber wo? Hier – und von wem?
John erhielt schnell die Antwort auf diese Fragen. Die beiden Männer mit den Sonnenbrillen tauchten wieder auf.
Wortlos traten sie an die Trage und lösten die Lederriemen.
Endlich konnte John wieder richtig Luft in die Lungen pumpen.
»Was – was habt ihr mit mir vor?« krächzte er.
Zuerst gaben sie ihm keine Antwort, doch schließlich sagte einer: »Du wirst verbrannt, bis nur noch Asche von dir übrig bleibt…«

***

»John Sinclair meldet sich nicht!«
Mit diesen Worten stürmte Bill Conolly in das Büro von Superintendent Powell, John Sinclairs Chef.
»Ich habe überall herumtelefoniert. Nichts. John ist wie vom Erdboden verschwunden!«
Ein wenig außer Atem ließ sich Bill auf den Besucherstuhl fallen. Er hob resignierend die Schultern und blickte Superintendent Powell ebenso resignierend an.
»Sie erzählen mir keine Neuigkeiten«, sagte der Yard-Beamte.
Er hockte wie ein brütender Pavian hinter seinem Schreibtisch.
Vor sich auf der Platte hatte er Tablettenröhrchen aufgebaut, die von einigen Mineralwasserflaschen überragt wurden. Zwei Gläser standen

in bequemer Reichweite.

Powells Augen hinter den dicken Brillengläsern zwinkerten nervös. Seine Hängebacken zuckten. Der Mann war in wenigen Stunden um Jahre gealtert.

Bill zündete sich eine Zigarette an und blickte aus dem Fenster.

Der Himmel über London war postkartenblau. Ein seltenes Bild.

Nur in der Feme erkannte Bill einige Wolken.

Im Büro summte die Klimaanlage und sorgte für eine normale Temperatur. Eine dicke Fliege kreiste brummend an der Decke.

Im Nebenraum klapperte eine Schreibmaschine.

Bill drückte die Zigarette aus. »Und was soll jetzt werden?« fragte er. »Sie können mir doch nicht erzählen, daß Sie Ihren besten Mann seinem Schicksal überlassen.«

»Das hat auch niemand behauptet«, entgegnete Superintendent Powell. »Selbstverständlich haben wir alle Hebel in Bewegung gesetzt. Aber bis jetzt ist nichts Positives dabei herausgesprungen.«

»Wie sieht es denn mit der Fahndung nach der Navarra aus?«

»Schlecht oder auch gut, ganz, wie Sie wünschen. Wir haben herausgefunden, daß sie von London nach Barcelona geflogen ist. Mehr nicht.«

»Haben Sie denn die spanische Polizei nicht eingeschaltet?«

»Was dachten Sie denn«, gab Powell gereizt zurück. »Aber die Navarra ist einfach nicht mehr aufzutreiben. Bekanntlich wollte sie ja für ein Jahr in der Versenkung verschwinden.«

Bill Conolly lachte bitter. »Es ist also alles glatt gelaufen. Zu glatt für meinen Geschmack.« Der Reporter beugte sich ein wenig vor und schlug mit der flachen Hand auf den Schreibtisch.

Dadurch fielen einige Tablettenröhrchen um. »Wenn ich mal meine Meinung sagen darf, Sir, dann kann man der Navarra nicht über den Weg trauen. Ihr allein gebe ich die Schuld an Johns Verschwinden.«

Powell nahm seine Brille ab und putzte voller Hingabe die starken Gläser. »Es ist doch nicht alles so glatt verlaufen«, meinte er. »Man hat in der Madrider Wohnung der Navarra die Überreste von zwei verbrannten Leichen gefunden. Und unter anderem einen Ring, welcher der Sängerin gehört hat.«

»Machen Sie Scherze?« fragte der Reporter und schluckte vor Aufregung einen Kloß im Hals herunter.

Powell setzte sich seine Brille wieder auf. »Ich scherze selten, Mr. Conolly.«

»Ja, ich weiß. Aber Augenblick mal, wenn man in der Wohnung verbrannte Leichen gefunden hat…«

»In einem Heizkessel«, verbesserte Powell den Reporter.

»Auch gut«, erwiderte Bill. »Wenn man also die Leichen gefunden hat, dann bedeutet das, daß Ramona Navarra tot ist. Die echte, meine

ich. Dann ist John unter Umständen auf eine Doppelgängerin hereingefallen.«

»Eine sehr gewagte Theorie, finden Sie nicht auch, Mr. Conolly?«

»Das gebe ich zu, Sir. Aber ich habe mit John Sinclair schon so manchen Strauß ausgefochten und kann Ihnen aus eigener Erfahrung sagen, daß nichts unmöglich ist. Man hat John eine ganz raffinierte Falle gestellt. Eine Falle, wie sie sich eigentlich nur ein Mann ausdenken kann.«

»Sie meinen Dr. Tod?«

»Ja.« Bills Stimme klang sehr ernst. »Wenn John tatsächlich in Dr. Tods Klauen steckt, müssen wir damit rechnen, daß er nicht mehr am Leben ist. Dieser Verbrecher hat ihm gnadenlose Rache geschworen.« Bill Conolly sprang erregt auf. »Wissen Sie was, Sir? Lassen Sie mich nach Spanien fliegen. Das heißt, ich fliege noch heute, sofort. Ich werde in Barcelona und Madrid die Spur aufnehmen. Und dann werden sich gewisse Leute wundern, wenn…«

Das Summen des Telefons unterbrach Bills Ausführungen.

Superintendent Powell schnappte sich den Hörer, lauschte kurz und sagte dann: »Stellen Sie durch.«

Bill Conolly hatte sich auf die Fensterbank gehockt. Er war so in Gedanken versunken, daß er auf das Telefongespräch nicht achtete.

Er merkte nicht einmal, daß sich Superintendent Powell an seinem Mineralwasser verschluckte.

»Ja, ist gut«, sagte der Beamte schließlich. »Kommen Sie her. Die nächste Maschine. Ich glaube, Sie haben uns eine Menge zu erklären, Inspektor.«

Jetzt ruckte Bills Kopf herum. Im selben Moment legte der Superintendent auf.

Mit einem Taschentuch wischte er sich den Schweiß von der Stirn.

Bill sprang von der Fensterbank. Ehe er eine Frage stellen konnte, sagte Superintendent Powell: »Sie können sich die Reise nach Spanien sparen. Inspektor Sinclair hat soeben angerufen. Er kommt mit der nächsten Maschine.«

»Na, Gott sei Dank.« Bill stieß erleichtert den Atem aus. »Und? Hat er irgend etwas gesagt, eine Erklärung abgegeben?«

»Nein! Aber daß er nicht mehr so einfach verschwinden kann, werde ich ihm schon klarmachen, und wenn er tausendmal John Sinclair heißt.«

Daß Superintendent Powell mit dem falschen John Sinclair gesprochen hatte, ahnten beide Männer nicht. Und so nahm das Verhängnis seinen Lauf…

***

Sie schleiften John Sinclair zwischen die Felsen!

Es war eine herrliche Nacht. Die Luft fühlte sich an wie Samt, sie kühlte Johns erhitztes Gesicht. Am Himmel funkelten unzählige Sterne, dazwischen – sozusagen als Mittelpunkt – ein heller Vollmond. Unten am Strand hörte man die Brandung gegen die Klippen rauschen. Bestimmt lagen dort Liebespaare im Sand oder wurden Parties gefeiert – und John Sinclair sollte sterben.

Die Männer hatten die Brillen abgenommen. Mit Schaudern dachte John an die verdrehten Augen, in denen nur das Weiße schimmerte. Der Inspektor war noch immer gefesselt. Mit dem Mut der Verzweiflung hatte er an den Nylonstricken gearbeitet, hatte versucht, sie zu dehnen, doch Erfolg – den hatte er nicht erzielt.

Aber noch lebte er…

Immer tiefer ging es hinein in die unwirtliche Felslandschaft.

Immer mehr entfernten sie sich vom Meer.

Bald vernahm John kaum noch das Rauschen der Brandung.

Still wurde es.

Die Kerle hatten John an den Armgelenken gepackt. Seine Hacken schleiften über den harten Steinboden. John hatte überhaupt kein Gefühl mehr in den Gliedern. Alles war abgestorben, völlig taub, wie tot.

Die Fußfesseln hatten sich zum Glück ein wenig gelockert.

John konnte sogar seine Knöchel etwas bewegen. Das gab ihm wieder Auftrieb.

Man wollte ihn verbrennen. Wie ein Stück Holz oder Papier sollte er den Flammen zum Opfer fallen, den Weg gehen, den viele seiner gespenstischen Gegner schon vor ihm gegangen waren.

Endlich hatten die Männer ihr Ziel erreicht. Sie ließen John kurzerhand zu Boden fallen.

Es war eine kleine Mulde, umgeben von hohen Felsblöcken und somit gut abgeschirmt.

Die Männer verständigten sich flüsternd. Dann verschwanden sie zwischen den Felsen.

Eine kurze Galgenfrist für John Sinclair.

Der Inspektor rollte sich ein paarmal um die eigene Achse, bis er neben einem Felsen zu liegen kam.

Jetzt begann der schwierigste Teil der Aufgabe. Er mußte sich hinsetzen.

Es gelang ihm unter unsäglichen Mühen. Da seine Hände auf dem Rücken gefesselt waren, war es kaum möglich, das Gleichgewicht zu halten.

John spürte hinter sich die rauhe, rissige Felswand. Es gab Vertiefungen, Kanten und winzige Vorsprünge.

Wenn es für John noch eine Chance gab, die Fesseln zu lösen, dann mußte es jetzt und schnell geschehen.

John begann seine Arme zu bewegen. Sein Körper pendelte hin und her. Immer wieder preßte der Inspektor die gefesselten Handgelenke gegen die rauhe Felswand.

Er riß sich die Haut auf. Blut lief an seinen Fingern hinab.

Nur nicht aufgeben! hämmerte sich John ein.

Sein Atem ging schnell und keuchend. Der Inspektor betete, die Männer mögen lange wegbleiben.

Es war eine mörderische, schweißtreibende Arbeit, immer wieder von kleinen Atempausen unterbrochen.

John zerrte an den Handfesseln wie ein Verrückter.

Und plötzlich riß der erste Faden.

John hätte bald vor Freude aufgeschrien. Mit doppelter Energie machte er weiter.

Da hörte er die Schritte.

Die Kerle kamen zurück.

John Sinclair vereiste. Jetzt war alles vorbei. Wenn sie entdeckten, daß es ihm gelungen war, einen Teil der Fesseln zu lösen, dann…

Der erste tauchte auf, sah John Sinclair, stutzte und zischte einen Fluch zwischen den Zähnen hervor.

Mit zwei Schritten war er neben dem Geisterjäger und riß ihn brutal von der Felswand weg.

John fiel auf die Seite, und die Wunde an seiner Wange begann wieder zu bluten.

Inzwischen war auch der andere Mann eingetroffen. Er hielt einen kastenförmigen Gegenstand in der Hand.

John erkannte mit Entsetzen, daß es ein Benzinkanister war.

In der anderen Hand hatte der Mann eine Decke. Er mußte die Dinge hier irgendwo zwischen den Felsen versteckt gehabt haben.

Die Männer schleiften John genau in die Mitte der kleinen Mulde. Noch hatten sie von seinem Befreiungsversuch nichts bemerkt.

Einer griff in die Tasche und zog ein Pflaster hervor. »Damit du nicht schreist«, sagte er und klebte John das Pflaster blitzschnell auf den Mund.

Augenblicklich wurde John die Luft knapp.

Die Decke wurde auf den Boden gelegt und mit Benzin übergossen. Das Gluckern der herauslaufenden Flüssigkeit war für John Sinclair wie eine Todesmelodie.

Bald war die Decke nur ein Benzinlappen.

Sie legten John darauf, wickelten ihn ein wie in einen Teppich.

Die Benzingase drangen in Johns Nase, erschwerten das Atmen.

Verzweifelt spannte John Sinclair seine gefesselten Arme. Er merkte, daß er die Handgelenke besser bewegen konnte.

Die Männer flüsterten noch miteinander, dann zog einer eine Streichholzschachtel aus der Hosentasche.

John stockte der Atem. Gleichzeitig begann er mit verzweifelter Kraft an den Fesseln zu zerren, warf sich hin und her. Ihm war es jetzt egal, ob die Kerle etwas merkten.

Sie lachten. Ahnten nicht im entferntesten, daß John versuchte, die Fesseln zu lösen. Sie schrieben die Bewegungen seiner Todesangst zu.

Das Streichholz ratschte über die Fläche. Einen Herzschlag später flammte es auf.

Der Mann hielt das Holz in der hohlen Hand, ließ die Flamme etwas größer werden.

Dann bückte er sich.

John sah sein grinsendes Gesicht, die schrecklichen Augen und spannte zum letzte Mal seine Muskeln an.

Da warf der Mann das Streichholz…

***

Um 17 Uhr 40 sollte die Maschine aus Barcelona auf dem Flughafen Heathrow landen.

Bill Conolly war schon eine halbe Stunde früher dort.

Der Reporter war nervös. Er wußte auch nicht so recht, warum, aber die innere Unruhe ließ sich nicht wegleugnen.

Seine nervigen Finger spielten mit dem Whiskyglas. Immer wieder blickte er auf seine Uhr. Das ewige Brausen in der Flughalle nahm er nur im Unterbewußtsein wahr.

Dann rutschte er vom Hocker.

Die restliche Wartezeit vertrieb er sich mit einer Zigarette.

Schließlich landete die Maschine, und schon bald tauchten die ersten Passagiere an der Abfertigung auf.

Bill entdeckte seinen Freund sofort.

»John«, rief er und winkte mit beiden Armen.

Der Inspektor schien ihn nicht gehört zu haben. Ungerührt ließ er die Kontrolle über sich ergehen.

Bill konnte ihn von seinem Standpunkt aus beobachten. Das Gesicht seines Freundes war ernst, wenn nicht sogar verkniffen.

Wie weggewischt war das ewige spöttische Lächeln um seine Mundwinkel.

Schließlich konnte ›John‹ gehen. Jetzt erst entdeckte er den Reporter.

»Bill, alter Junge«, sagte er und boxte seinem Freund in die Seite.

Sie gingen zu Bills Wagen, einem Porsche Targa. »Deinen Bentley hat man zum Yard gebracht«, sagte der Reporter. »Du hattest ihn ja kurzerhand stehenlassen. Auch etwas, was ich nicht verstehe.«

Bill startete. Er lenkte den Porsche von dem Flughafenareal hinunter und nahm Kurs auf die Londoner City. »Du kannst heute abend zu uns kommen, John. Ich glaube, wir haben uns allerlei zu erzählen.«

»Das hätte ich sowieso gemacht.«

Der Rest der Fahrt verlief schweigend. Bill, der noch viele Fragen auf dem Herzen hatte, verkniff sie sich.

Nach fünfundvierzig Minuten stoppte der Reporter vor dem Gebäude von New Scotland Yard.

»Danke, Bill.«

»John?«

»Ja.«

»Ich drücke dir die Daumen. Es wird sich bestimmt alles aufklären. Jeder flippt mal aus.« Aber nicht John Sinclair. Das dachte Bill allerdings nur.

›John‹ verschwand mit schnellen Schritten hinter der breiten Eingangstür. Er fuhr sofort zu seinem Büro hoch. Es lag in derselben Etage wie das von Superintendent Powell.

Der Superintendent hatte gewartet. Wie ein wütender Stier hockte er hinter seinem Schreibtisch. Das Gesicht war rot angelaufen, und sein Magen spielte wieder verrückt. Trotzdem bezwang er sich, so gut es ging.

»Nett, Sie auch mal wieder zu sehen, Inspektor. Wie geht es Ihnen?« Powells Stimme troff vor Hohn.

»Danke der Nachfrage. Eigentlich recht gut.«

»Und Sie waren im sonnigen Spanien. Haben bestimmt während der Dienstzeit mit irgendwelchen Weibern geflirtet und mal so richtig einen draufgemacht.«

›John‹ grinste und lehnte sich zurück. »Wenn Sie das meinen, muß es ja stimmen.«

Powell blieb der Mund vor Überraschung offen stehen. »Das ist alles, was Sie mir zu erklären haben, Inspektor?«

›Sinclair‹ behielt sein Grinsen bei. »Da wäre noch etwas, Sir«, sagte er und betonte das Wort Sir ganz besonders. Gleichzeitig griff er in die Tasche seiner Jacke und holte eine Pistole hervor.

»Reicht Ihnen diese Erklärung?« fragte er schleppend…

***

Wie ein leuchtender Komet flackerte das Streichholz zu Boden.

In einem Halbkreis senkte es sich auf den gefesselten John Sinclair zu.

Die beiden Männer sprangen zurück. Sie wollten nicht von den Flammen erfaßt werden.

Aber auch John reagierte.

Er rollte sich blitzschnell um die eigene Achse. Einmal, zweimal, weg aus der unmittelbaren Gefahrenzone.

Das Streichholz fiel zu Boden – und verlöschte!

Die Männer brüllten vor Wut und Haß auf. Damit hätten sie nie gerechnet. Sie hatten John Sinclair schon für erledigt gehalten.

Jetzt setzte der Geisterjäger alles auf eine Karte. Er hatte schon in den letzten Minuten die Reserven mobilisiert. Mit einer nahezu unmenschlichen Anstrengung riß er die Arme auseinander.

Die Fesseln platzten!

Der Inspektor schrie vor Schmerzen auf, während er sich das Pflaster vom Mund riß.

Doch er konnte sich nicht darum kümmern, denn schon flog der erste Angreifer auf ihn zu. In seiner Hand blitzte ein Messer.

John federte ihm die Beine entgegen.

Mitten im Flug wurde der Kerl zurückgeschleudert. In einer Reflexbewegung ließ er das Messer fallen, bevor er gegen einen Felsen krachte.

John hechtete nach der Klinge.

Seine Finger umfaßten schon den Griff, da raste ein Fuß auf ihn zu.

Der Inspektor konnte nicht mehr ausweichen. Ein mörderischer Tritt traf seinen Hals. Eine Schmerzwoge flammte in John Sinclair auf. Tränen schossen ihm in die Augen, sein Schädel schien zu platzen.

Doch instinktiv rollte John weiter, versuchte, aus der Gefahrenzone zu gelangen.

Der nächste gemeine Tritt ging daneben.

Aber noch war John nicht aus dem Schneider. Noch waren seine Beine gefesselt.

Der Geisterjäger lag auf dem Rücken. Das Messer hatte er festgehalten. Die Klinge zeigte nach oben.

Und der Killer kam. Er hechtete einfach auf John zu, kümmerte sich einen Dreck um das Messer.

Er hielt keine Waffe in der Hand, hatte jedoch die Arme weit vorgestreckt und die Finger zu Klauen gekrümmt. Er wollte dem Inspektor die Kehle zudrücken.

John blieb keine Wahl.

Der Mann fiel genau in das Messer. Tief bohrte sich die Klinge in seine Brust.

Jetzt mußte er zusammensacken, jetzt…

Nichts geschah.

Wie ein Raubtier rollte sich der Mann zur Seite und sprang wieder auf die Füße.

Auf seiner Brust klaffte die Wunde, doch nicht ein Tropfen Blut quoll daraus hervor.

Das nackte Grauen sprang den Inspektor an. Wie sollte er diesen Kampf jemals gewinnen?

Auch der andere Mann hatte sich erholt. Wieder sah John die vier schrecklichen Augen auf sich gerichtet. In einer blitzschnellen Bewegung schoß sein Arm mit dem Messer nach unten. Die Schneide säbelte an den Fesseln.

Sie fielen zur Hälfte. Weiter kam John nicht, denn er wurde wieder angegriffen.
Der Inspektor riß die Beine auseinander, und auch der Rest der Fesseln zerriß.
Da wurde er hochgerissen. Jemand packte seine Arme.
John stöhnte, beugte seinen Oberkörper nach vorn und stieß mit dem Kopf zu.
Er traf etwas Weiches, und einer seiner Gegner kippte zurück.
John wirbelte um die eigene Achse, riß mit einer blitzschnellen Bewegung seinen linken Arm aus der Umklammerung.
Er ballte die Hand zur Faust und schmetterte sie dem Killer ins Gesicht.
Der Kerl schnaubte nur, ließ John aber nicht los.
Noch einmal schlug der Inspektor zu.
Diesmal löste sich der Griff.
John Sinclair hatte freie Bahn. Er stürzte förmlich auf die benzingetränkte Decke zu.
Der zweite griff ihn von der Seite her an.
John schleuderte die Decke. Der Mann reagierte zu spät. Die Decke segelte auf ihn zu, schlang sich um seinen Körper.
John sprang vor. Ein mit beiden Fäusten geführter Schlag schmetterte den lebenden Toten zu Boden.
Man hatte John sein Feuerzeug gelassen!
Blitzschnell holte er es aus der Tasche, während der Mordroboter versuchte, sich von der Decke zu befreien.
Jetzt kam es auf Sekunden an.
John sah den zweiten Killer plötzlich zwischen den Felsen auftauchen. Er hielt einen riesigen Stein über dem Kopf. Es gab keinen Zweifel, er wollte John den Schädel zertrümmern.
Der Inspektor ging in die Knie.
Das Feuerzeug klickte auf.
Es gab ein pfeifendes Geräusch, und dann stand die Decke in Flammen.
Im selben Augenblick fing auch Johns Anzug Feuer. Durch die Decke war er mit Benzin getränkt worden.
John hechtete zur Seite.
Schon kam der Stein angeflogen. Hautnah fegte er über Johns Kopf hinweg und polterte gegen einen Felsblock.
Der Inspektor wälzte sich über den Boden. Im Liegen riß er sich das Jackett vom Leib. Es verbrannte neben ihm. Mit beiden Händen schlug er die Flammen an seiner Hose aus.
Da schallte ein grauenhaftes Gebrüll durch die Nacht.
Der eine Mordroboter sprang plötzlich auf und rannte als lebende Fackel zwischen die Felsen. Sein Todesschrei hallte noch lange in

Johns Ohren nach.

Der Inspektor wandte sich dem zweiten Gegner zu.

Aber der war verschwunden. Er hatte aus Furcht vor dem Feuer die Flucht ergriffen.

John Sinclair atmete tief ein, machte er ein paar torkelnde Schritte – und brach zusammen.

Irgendwann stand John wieder auf. Es dauerte etwas, bis er sich wieder an alles erinnern konnte.

Zwei Gegner hatte er geschlagen, doch die Auseinandersetzung stand erst am Anfang.

Er mußte zurück zum Bungalow, denn dort wartete noch jemand, dem er etwas schuldig war…

***

»Sind Sie verrückt, Inspektor?« zischte Superintendent Powell.

»Nehmen Sie sofort die Waffe weg!«

›John‹ schüttelte den Kopf.

»Das ist ein Befehl!« schrie Powell. Gleichzeitig tastete seine rechte Hand zu dem Alarmknopf unter der Schreibtischplatte.

›Sinclair‹ sprang auf. Blitzschnell schlug er mit der Pistole zu.

Powell stöhnte und hielt sich sein Handgelenk. »Was bezwecken Sie damit?« keuchte er. Seine Brille war ihm weit auf die Nase gerutscht, und über seinen Augen lag ein trüber Schleier. »Sie – Sie werden nicht weit kommen, Inspektor. Noch einmal, stecken Sie die Waffe weg, dann reden wir vernünftig miteinander.«

›John Sinclair‹ gab keine Antwort. Er ging um den Schreibtisch herum und stieß Powell die Waffe in den Rücken.

»Los jetzt, Alter! Aber keine überflüssige Bewegung.«

Powell setzte sich in Bewegung. Er ging, als hätte er einen Ladestock verschluckt.

Sie erreichten die Tür.

»Öffnen!« befahl der ›Inspektor‹.

»Und wohin wollen Sie mich bringen?« knurrte Powell.

»Das werden Sie schon sehen.«

Die Männer betraten den Gang. Er war um diese Zeit leer. Die offiziellen Bürostunden waren vorbei, und die Bereitschaft saß im Keller.

»Zum Fahrstuhl!«

›Sinclair‹ drückte Superintendent Powell die Pistole hart ins Kreuz und zog mit der anderen Hand die Türen auf.

Dann verschwanden die Männer in der Kabine.

Der Fahrstuhl stoppte.

»Wenn Sie Ärger machen, Powell, schieße ich sofort«, drohte ›Sinclair‹.

Seine Stimme klang sanft, aber Powell überhörte nicht den metallischen Unterton. Dieser Mann meinte es verdammt ernst.

Und er, Superintendent Powell, würde sich strikt an die Anordnungen halten.

Powell öffnete die Tür, trat aus der Kabine.

›Sinclair‹ ging jetzt schräg neben ihm und hielt die Waffe unter seinem Jackett verborgen. So konnte sie auch von dem dienst tuenden Auskunftsbeamten nicht gesehen werden.

Die Halle war riesig. Die Kabine des Auskunftsbeamten bestand zum Großteil aus schußsicherem Glas.

Der Mann stand auf und grüßte, als Powell und der Inspektor an ihm vorbeigingen.

Er schöpfte keinen Verdacht.

Unbehelligt gelangten die beiden Männer nach draußen.

»Wo steht Ihr Wagen?« fragte ›Sinclair‹.

»Auf dem Parkplatz, wie immer.«

»Gehen Sie vor.«

Powell setzte sich in Bewegung.

»Schneller!« forderte ›Sinclair‹.

Superintendent Powell fuhr einen Bentley, genau wie sein direkter Untergebener, Inspektor John Sinclair. Nur war der von Powell schwarz.

Der Superintendent schloß die Tür auf, drückte sich hinter das Lenkrad.

»Weiterrutschen!« befahl Sinclair. »Los, auf den Beifahrersitz!«

Der Superintendent gehorchte.

Er hatte kaum Platz genommen, als auch ›Sinclair‹ in den Wagen stieg.

»Die Schlüssel!«

Powell gab sie ihm.

›John Sinclair‹ drehte sich zu dem Superintendenten um. Ein zynisches Grinsen lag auf den Lippen des ›Inspektors‹. Dann hob er blitzschnell den rechten Arm und ließ ihn in derselben Sekunde wieder hinuntersausen.

Der Pistolenlauf traf Superintendent Powell seitlich hinter dem Ohr.

Dann startete ›Sinclair‹ den Wagen. Bis jetzt war alles gut verlaufen. Die erste Probe hatte er bestanden. Nun waren Bill und Sheila Conolly an der Reihe…

***

Der Bungalow lag im Dunkeln.

Der echte John Sinclair hatte sich bis auf wenige Schritte an das Haus herangeschlichen.

Man hatte John alles genommen. Seine Brieftasche mit Ausweis und

den Papieren. Auf eine Waffe hatte er an dem bewußten Abend verzichtet. Der Inspektor sah aus wie der letzte Tramp.

Das Jackett war verbrannt, sein Hemd zerfetzt, und die Hose war auch zum Teil eingerissen. Das Gesicht war blutig und dreckverschmiert. Es gab kaum eine Stelle an seinem Körper, die nicht schmerzte. Aber John biß die Zähne zusammen. Er mobilisierte seinen eisernen Willen. Nicht umsonst zählte er zu den besten Leuten des Yard.

Wichtig war, daß er lebte. Über alles andere machte er sich im Augenblick keine Gedanken.

John dachte an den Killer, der geflohen war. Er war bestimmt zum Bungalow gelaufen und hatte seinen Boß gewarnt. Aber so schnell gab Dr. Tod nicht auf. Bestimmt heckte er eine neue Teufelei aus.

John wußte nicht, wie spät es war. Seine Uhr war zersplittert.

Sie hatte den Kampf nicht überstanden. Er nahm aber an, daß es nicht mehr lange bis zur Morgendämmerung war.

John huschte zur Eingangstür.

Sie war verschlossen. Daneben sah er ein kleines Fenster mit einer Rauchglasscheibe. Es war gerade so groß, daß sich ein Mann hindurchzwängen konnte.

John schlich zurück und suchte nach einem passenden Stein. Er fand ihn und wickelte ihn in sein Taschentuch.

Dann huschte er wieder neben das Fenster. John zögerte noch einen Moment und schlug dann zu.

Die Scheibe zerbrach. John hatte das Gefühl, als würde man das klirrende Geräusch meilenweit hören.

Er hielt den Atem an. Nichts geschah. Anscheinend war das Haus wirklich leer.

Kein Geräusch drang an seine Ohren. Nur das ewige Raunen des Windes war zu hören.

John drehte sich, streckte die Arme vor und fand die Zimmerwand. Er suchte nach einem Lichtschalter.

Mittlerweile hatten sich seine Augen an die herrschende Dunkelheit gewöhnt, und er konnte die Umrisse der einzelnen Gegenstände erkennen.

Aus diesem Grund ließ John es auch bleiben, das Licht anzuschalten.

Die hell gestrichene Tür schimmerte in der Dunkelheit. John legte eine Hand auf die Klinke, atmete noch einmal tief durch und zog dann behutsam die Tür auf.

Sie quietschte nicht ein bißchen.

John schlüpfte durch den Spalt und stand in dem Raum, in den man ihn zuerst hineingebracht hatte. Er sah die Trage, die verschiedenen Geräte und Schalttafeln.

Auch hier konnte er niemanden entdecken.

John ging weiter. Seine Augen suchten jeden Winkel des Raumes ab. Plötzlich stutzte er.

Da lag etwas auf dem Boden.

Der Inspektor ging in die Knie. Seine vorgestreckten Hände berührten etwas Weiches.

Einen Körper!

John drehte den Kopf ein wenig nach links, und plötzlich streifte ihn das Entsetzen wie ein eiskalter Hauch.

Der Kopf lag ein Stück weiter, geradewegs unter einem Labortisch. Weiße Augen stachen aus dem Gesicht.

Der Geisterjäger atmete gepreßt. Jetzt wußte er, wie Dr. Tod mit Versagern verfuhr, und er erkannte auch gleichzeitig, wie man diese lebenden Toten endgültig vernichten konnte.

Man mußte ihnen den Kopf abschlagen!

Eine grauenhafte Vorstellung.

John preßte die Lippen zusammen. Er spürte, daß er am gesamten Körper zitterte.

Langsam erhob er sich.

John war noch mitten in der Bewegung, als er hinter sich ein Geräusch hörte.

Geduckt wirbelte der Inspektor herum.

Die Tür zu dem Versuchsraum war aufgestoßen worden.

Gleichzeitig flammte Licht auf.

Wieder bekam John Sinclair einen Schock.

Auf der Türschwelle stand niemand anderes als Ramona Navarra.

Sie hatte die Arme erhoben, und ihre Hände umklammerten den Griff eines Schwertes.

Schlagartig wurde John alles klar. Sie war die Mörderin des Mannes, den John gefunden hatte, und er brauchte kein Hellseher sein, um zu wissen, daß ihm das gleiche Schicksal widerfahren sollte.

»Jetzt hilft dir niemand mehr, John Sinclair«, sagte Ramona Navarra und näherte sich John mit raubtierhaften Schritten…

***

Das neue Haus der Conollys lag im Londoner Süden. Es war ein phantastischer Bau. Holz, Glas und Beton ergänzten sich zu einer prächtigen Einheit. Der Architekt hatte hier sein Meisterwerk vollbracht.

Bill saß an diesem Abend in der großen Wohnhalle und hatte die Füße hochgelegt. In der Hand hielt er ein Glas mit Mineralwasser.

»Jetzt bin ich schon bald soweit wie Powell«, knurrte er und stand auf.

»Er kommt bestimmt noch«, hörte Bill in seinem Rücken Sheilas Stimme.

Der Reporter wandte sich um.

Bill bestaunte seine Frau immer wieder aufs neue. Er hatte tatsächlich Glück gehabt, Sheila kennenzulernen. Und unter welchen Umständen. Wenn er daran dachte… Sheilas Vater – ein mehrfacher Millionär und Besitzer eines Chemiekonzerns – war damals unter schrecklichen Umständen ums Leben gekommen.

Bill und John hatten Sheila retten können.

Bill und Sheila hatten geheiratet und die Leitung des Konzerns in gute Managerhände gelegt.

Doch Bill konnte sich nicht auf die faule Haut legen. Er war mit Leib und Seele Reporter. Allerdings konnte er sich jetzt den Luxus erlauben, frei zu schreiben und seinem Hobby zu frönen – der Geisterjagd.

Sehr zum Arger seiner jungen Frau. Sheila haßte es, wenn sich Bill in die gefährlichen Abenteuer stürzte. Wo immer es ging, hielt Sheila ihren Mann von diesen Sachen fern. Das gelang jedoch nur teilweise.
»Mach dir doch nicht soviel Sorgen, Bill. John wird aufgehalten worden sein, das ist alles. Schließlich hat er sich nicht gerade gentlemanlike benommen. Das mußt du doch einsehen.«

»Selbstverständlich sehe ich das ein. Aber das ist es ja, was mir Sorgen macht. So kenne ich John nicht. Irgend etwas ist mit ihm geschehen, da kannst du sagen, was du willst. John hat sich verändert, glaub mir das. Außerdem wirst du es gleich selbst feststellen können.«

Bill trank sein Glas leer und schüttelte sich. »Wenn ich nur wüßte, was in Spanien passiert ist. Ramona Navarra – sie ist die Schlüsselfigur in diesem höllischen Spiel.«

»Was kann sie von John gewollt haben?«

»Vielleicht war es gar nicht die Navarra, mit der John losgezogen ist. Denk mal an die Zeitungen. Wenn die schreiben, daß sich Ramona Navarra zurückziehen will, dann stimmt das. Außerdem habe ich dir ja von dem Fund in der Madrider Wohnung der Sängerin erzählt«, meinte Bill.

»Das besagt nichts, Bill. Man kann ihr den Ring gestohlen haben, um ihn in den Ofen zu werfen. Möglich ist alles.«

»Und warum sollte man das gemacht haben? Kannst du mir ein Motiv sagen?«

Sheila hob die wohlgerundeten Schultern. »Da bin ich allerdings überfragt.«

»Na bitte.«

Er ging zum Telefon.

»Wen willst du denn jetzt anrufen?« fragte Sheila.

»Powell.«

»Ob das richtig ist?«

»Versuchen kann ich es ja.«

Bill wählte. Falls niemand im Büro war, ging der Ruf zurück zur Anmeldung.

Nach dem vierten Klingeln wurde abgehoben. Der Beamte vom Nachtdienst meldete sich.

Bill stellte seine Fragen.

»Superintendent Powell und John Sinclair haben vor etwa zehn Minuten das Haus verlassen«, sagte der Mann. »Wohin, weiß ich leider nicht.«

»Schon gut«, erwiderte Bill. »Und vielen Dank.«

Nachdenklich legte er den Hörer auf.

Sheila kam zu ihm. »Was ist?«

»Er ist unterwegs«, sagte Bill. »Aber mit Powell.«

»Powell? Der rührt sich doch sonst nicht aus seinem Büro.«

Sheila war echt erstaunt.

Unruhig wie ein Tiger lief Bill in dem großen Wohnraum auf und ab.

Auch seine Frau war jetzt besorgt. Johns Verhalten kam ihr doch sehr seltsam vor.

»Naja«, sagte sie, »wir werden bald wissen, was eigentlich los ist. John wird es uns erzählen, sobald er hier ist.«

Es dauerte noch fünfzehn Minuten, ehe unten am Weg die Scheinwerfer eines Wagens zu sehen waren.

»Da sind sie«, sagte Bill und betätigte den Knopf. Das Tor schwang dadurch automatisch zur Seite.

Der Wagen näherte sich.

Bill ging zur Tür. »Ich gehe ihnen entgegen«, sagte er.

Wenig später stand er draußen. Er konnte erkennen, daß John hinter dem Steuer saß. Powell hockte auf dem Nebensitz.

Der Bentley stoppte. Die Fahrertür wurde aufgestoßen, und John Sinclair schraubte sich aus dem Wagen.

Bill lief seinem Freund die paar Schritte entgegen. »Mensch, John«, rief er, »wir haben uns schon Sorgen gemacht. Was ist geschehen?«

Der ›Inspektor‹ drehte Bill den Kopf zu. »Gar nichts ist geschehen. Powell wollte nur gerne mitfahren.«

»Und warum steigt er nicht aus?«

›John Sinclair‹ lachte. »Er kann nicht.«

»Wieso?«

»Powell ist bewußtlos.«

›Johns‹ Stimme hatte sich bei den letzten Worten verändert, und ehe sich Bill Conolly versah, griff der ›Inspektor‹ unter sein Jackett und zog eine Pistole hervor.

»Los, hol Powell aus dem Wagen! Aber ein bißchen plötzlich!«

›Sinclair‹ trat zwei Schritte zur Seite, damit er besseres Schußfeld hatte.

Bill Conolly war echt ratlos. »Himmel, John, was ist nur mit dir

geschehen?« flüsterte er.
Doch dann zog er die Tür auf. Der bewußtlose Powell kippte ihm entgegen.
»Trag ihn ins Haus!« befahl ›John Sinclair‹. »Und keine Dummheiten, mein Freund. Ich müßte sonst schießen. Dabei würde es mir nicht einmal leid tun.«
›John Sinclair‹ lachte schallend, und Bill Conolly verstand die Welt nicht mehr.

***

Das kalte Licht brach sich in der Klinge des Schwertes zu funkelnden Reflexen. Ramona hielt die schwere Waffe mit einer spielerischen Leichtigkeit, und John war überzeugt davon, daß sie damit auch umgehen konnte.
Der Inspektor wich zurück.
Immer mehr drängte sie John in die Defensive, trieb ihn mit wuchtig geführten Schwerthieben bis zur Wand.
»Jetzt werde ich dich aufspießen!« kreischte sie. »Du…«
Das Schwert schoß vor. Die Spitze zielte auf Johns Brust und hätte ihn an die Wand genagelt, wenn Ramona getroffen hätte.
Blitzschnell steppte John zur Seite. Gleichzeitig tauchte er nach unten weg.
Klirrend bohrte sich die Schwertspitze in die Wand. Funken sprühten. Kalk und Putz rieselten John in den Nacken.
Ramona fluchte lästerlich, holte zu einem zweiten, vernichtenden Schlag aus.
John stieß sich ab, hechtete flach über den Boden und prallte gegen die Beine der Navarra.
Sie Sängerin fluchte. Sie taumelte zurück, konnte sich aber noch fangen.
John setzte nach, doch ein blitzschnell geführter Hieb stoppte seine Attacke.
Johns Hemd zerriß ratschend. Die Schwertspitze zog einen blutigen Streifen über seine Brust.
Jetzt wurde Ramona Navarra munter. Ein dämonisches Lachen schallte aus ihrer Kehle. Sie sah sich schon als große Siegerin.
Wild mit der Waffe schwingend, drang sie auf John ein. Der Inspektor mußte zurück. Mit der Hüfte prallte er gegen die Trage, auf der er schon einmal gelegen hatte.
Wieder führte die Besessene einen mörderischen Schwerthieb.
Die Klinge fegte von oben auf John zu.
Der Inspektor wälzte sich, auf der Trage liegend, zur Seite.
Dicht neben seiner Hüfte prallte die Klinge in den Stoff.
Ein Wutschrei gellte durch den Raum. Die Navarra hatte ihn

ausgestoßen. Ehe sie das Schwert zurückziehen konnte, hatte John ihr Handgelenk gepackt und es auf den Rücken gedreht.

Die Navarra mußte sich bücken. John wußte auch, daß sie keinen Schmerz verspürte. Wenn er den Kampf gewinnen wollte, mußte er schnell handeln.

Er riß mit der freien Hand die Finger der Navarra auseinander, die das Schwert hielten.

Die Waffe klirrte zu Boden.

John gab der Sängerin einen Stoß, so daß sie quer durch den Raum taumelte.

Dann packte der Inspektor das Schwert. Schwer lag es in seiner rechten Hand.

Es war verdammt nicht einfach, diese Waffe sicher zu führen.

Erst jetzt konnte John ermessen, welche Kräfte die Untote hatte.

John fühlte es warm an seiner Brust hinabrinnen. Es war sein Blut, das dort lief.

Der Geisterjäger lachte kehlig. Jetzt hatte er das Schwert. Er wollte ein für allemal mit dieser verdammten Brut Schluß machen.

Ramona Navarra lag in einer Ecke. Sie konnte ihren Blick nicht von der blitzenden Klinge des Schwertes lösen. Sie ahnte, was ihr bevorstand.

John ging langsam auf sie zu. In seinem blutverschmierten Hemd sah er aus wie ein Mann, der geradewegs aus der Hölle gekommen war.

Einen Schritt vor der lebenden Leiche blieb John Sinclair stehen.

Aus weit aufgerissenen Augen blickte ihn die Navarra an. Ihr Kleid war zum großen Teil zerrissen und gab manche Stelle ihres Körper frei. Eines Körpers, der John einmal so sehr erregt hatte.

Der Geisterjäger schüttelte diese Gedanken ab. Er durfte sich jetzt nicht von Gefühlen leiten lassen. Diese Frau war nicht Ramona Navarra. Sie war eine mordende blutgierige Bestie.

»Steh auf!« befahl John Sinclair.

Die Navarra stemmte sich vom Boden hoch.

»Du – du wirst mich töten?« fragte sie flüsternd.

»Ja.«

Die Navarra begann zu lachen. »Ich würde es mir an deiner Stelle überlegen. Unter Umständen kann ich dir noch sehr wertvoll sein.«

»Was meinst du damit?«

»Nun – du willst doch wissen, wo Dr. Tod steckt. Oder?«

»Das will ich allerdings.«

»Das ist gut. Wir schließen einen Pakt. Du läßt mich am Leben, und ich sage dir, wo du Dr. Tod finden kannst. Ist das ein Geschäft?«

»Nicht für mich«, erwiderte John. »Du bist eine Untote, ein Geschöpf der Hölle. Ich kann dich nicht so ohne weiteres laufen lassen. Du brauchst Opfer. Du würdest unter den Lebenden eine Panik auslösen.

Nein, Ramona, es geht nicht. Ich muß dich töten!«

Für einen kurzen Augenblick flackerte die heiße Angst in den Augen der Sängerin auf. Doch dann hatte sie sich wieder gefangen.

»Dann interessiert dich Dr. Tod also nicht?«

»Doch. Aber ich fasse ihn auch ohne deine Hilfe.«

»Du Narr. Du hirnverbrannter Narr!« Wieder begann die Sängerin grausam zu lachen. »Dr. Tod ist für dich im Augenblick unerreichbar. Aber im fernen London ist bereits dein Doppelgänger aufgetaucht. Und deine Freunde befinden sich in seiner Gewalt. Kümmert dich nicht das Schicksal einer Sheila oder eines Bill Conolly? Auch ein gewisser Superintendent Powell befindet sich in der Gewalt des zweiten John Sinclair.«

Der Geisterjäger hatte das Gefühl, einen Tiefschlag erhalten zu haben. Für einen Moment verschwamm alles vor seinen Augen.

Dann hatte er den Schock überwunden. Hart preßte er seine Zähne aufeinander. Sein Gesicht wirkte wie eine Maske aus Stein. Er fühlte, wie ein Schauer über seinen Körper jagte.

»Nur ich kann dir noch helfen«, hörte er die Navarra sagen.

John atmete tief ein. Die Sängerin hatte recht. Er würde zu spät kommen. Er hatte kein Geld, keinen Ausweis – nichts. Wie sollte er dieses Land verlassen?

»Nun? Hast du es dir überlegt?« durchbrach Ramonas Stimme seine Gedanken.

»Ich höre«, erwiderte John rauh.

Ramona Navarra lächelte zynisch. »Gibst du mir dein Wort, daß ich am Leben bleibe?«

John dachte an das Schicksal seiner Freunde. Sheilas und Bills Gesichter tauchten plötzlich vor seinen Augen auf. Und da wußte John, daß er sich bereits entschieden hatte.

»Ich gebe dir mein Wort.«

»Das hatte ich mir fast gedacht, John.« Die Navarra bewegte sich auf ihn zu.

Der Geisterjäger wich zurück, gab den Weg frei.

»Und wie kann ich ihnen helfen?« fragte er.

Ramona blieb stehen. »Wir werden die Zeit überlisten. Es gibt in diesem Haus eine Stelle, ein Tor, das die Grenzen von Zeit und Raum sprengt. Folge mir.«

Die Navarra ging in Richtung Tür. John überlegte einen Augenblick und ging der Sängerin dann nach. Er wußte, daß er sich auf ein gefährliches Spiel eingelassen hatte. Aber es gab für ihn im Moment keine andere Möglichkeit.

Sie durchquerten mehrere Räume und standen schließlich vor einer Tür, die in den Keller führte.

Ramona zog die Tür auf. Sie wandte John das Gesicht zu und lächelte

hintergründig.

John witterte Gefahr. Er hob das Schwert, das er als einzige Waffe noch behalten hatte.

»Solltest du mich reinlegen, werde ich dich ohne Erbarmen töten.«

Johns Worte klangen wie ein Schwur.

»Du traust mir immer noch nicht?«

John schüttelte den Kopf.

»Dein Problem.« Die Navarra hob die Schultern und öffnete die Tür.

Kühle Luft schlug John entgegen. Die Sängerin knipste das Licht an.

Eine Steintreppe wurde aus der Dunkelheit gerissen.

Die Navarra ging vor. Ihre Schritte waren auf den Stufen kaum zu hören.

Johns Haltung war gespannt. Er rechnete mit einem Trick, mit einer Falle, in die er endgültig tappen sollte.

Doch nichts passierte.

Unangefochten erreichte er einen geräumigen Kellerraum.

Allerlei Gerümpel stand darin herum. Unter anderem auch ein großer Schrank.

»Hier ist es«, sagte die Navarra und deutete auf den Schrank.

Ehe John eine Antwort geben konnte, hatte sie schon die Türen aufgezogen.

Ein magischer Spiegel war zu sehen. Die Fläche erinnerte an mattes Silber, sie warf kein Bild zurück.

»Bist du nun überzeugt?« fragte die Navarra.

John nickte. Er wußte von diesen magischen Spiegeln, die oft den Eingang zur Dämonenwelt darstellten. Man ging einfach durch sie hindurch und landete in einer anderen Dimension.

Die Entscheidung war gekommen. Noch gab es ein Zurück für John Sinclair, denn er hatte nicht die Garantie, daß er auch dort wieder auftauchen würde, wo er es sich vorgenommen hatte. Es bestand durchaus die Möglichkeit, daß er in ganz andere Dimensionen geschleudert wurde.

Doch er riskierte es!

»Laß uns gehen«, sagte er und packte blitzschnell den Arm der Navarra. »Sollte ich merken, daß du mich hereingelegt hast, werde ich dich auch in der anderen Welt zu töten wissen. Dieses Schwert hier«, John hielt die Waffe hoch, »nehme ich mit! Denke immer daran, Ramona Navarra!«

Die Sängerin erwiderte nichts. Gemeinsam taten sie den ersten Schritt.

Johns Fuß berührte die Spiegelfläche. Er verschwand darin.

Und plötzlich hörte der Inspektor ein unheimliches Brausen, und dann erfaßte ihn ein mörderischer Strudel, der ihn in unendliche Tiefen riß.

John Sinclair war ein Gefangener der Zeiten…

***

Bill Conolly hielt den bewußtlosen Powell über den Armen. Der Nacken des Superintendent war angeschwollen. Im ersten Moment dachte Bill, der Mann wäre tot, doch dann sah er, daß sich die Brust unter flachen Atemzügen hob und senkte.

›John Sinclair‹ stand zwei Schritte hinter dem Reporter. Nach wie vor hielt er seine Waffe schußbereit in der Hand.

»Geh ins Haus!« befahl der ›Inspektor‹.

Bill Conolly hielt alles noch für einen riesigen Irrtum. Er wandte sich halb zur Seite, wollte etwas sagen, doch ein Rammstoß mit der Pistolenmündung traf seinen Rücken.

Bill taumelte nach vorn und hatte Mühe, das Gleichgewicht zu bewahren.

Jetzt war ihm klar, daß ›John‹ es ernst meinte.

Zähneknirschend setzte er sich in Bewegung. Sein Atem klang scharf und gepreßt.

Das Licht über der breiten Eingangstür brannte. Hinter der Scheibe konnte man Sheilas Umrisse erkennen.

Bill stieß die Tür mit dem Fuß auf und betrat dicht gefolgt von ›John Sinclair‹ das Haus.

Sheila lief auf die beiden zu. »John, was ist? Hast du…«

Da sah sie die Pistole in der Hand des ›Inspektors‹. Sheila stoppte abrupt und wurde kreidebleich. »Himmel, John, was ist geschehen? Du kannst doch nicht…«

Sie brach ab. Unsicher flackerte ihr Blick zwischen Bill und ›John‹ hin und her.

Sie begriff nichts. Tausend Gedanken auf einmal kreisten in ihrem Hirn.

»Geht ins Wohnzimmer!« befahl ›John Sinclair‹. »Los, beeilt euch«, setzte er noch hinzu, als er sah, daß die beiden seiner Aufforderung nicht sofort nachkamen.

»Tu, was er sagt«, flüsterte Bill rauh.

Sie betraten die große Wohnhalle. Das gedämpfte Licht verbreitete einen gemütlichen Schein. Alles wirkte ruhig, friedlich…

Bill Conolly blieb stehen. Fragend sah er ›John Sinclair‹ an.

»Leg ihn auf die Couch!« befahl der ›Inspektor‹.

Bill gehorchte. Sein Gesicht war eine steinerne Maske.

Behutsam ließ er Powell auf die Couch gleiten und legte noch ein Kissen unter dessen Hinterkopf.

Der Superintendent war noch immer bewußtlos. Manchmal drang ein schwaches Röcheln aus seinem halb geöffneten Mund.

Bill Conolly stemmte beide Fäuste in die Hüften und blickte John

geradewegs ins Gesicht. »Kannst du mir jetzt mal erklären, was das eigentlich soll? Bist du wahnsinnig geworden? Was ist überhaupt in dich gefahren? Herr im Himmel, du schleppst deinen bewußtlosen Chef hier an, bedrohst uns mit der Waffe und…« Bill Conolly brach ab. »Also, ich finde einfach keine Worte mehr.«

»Das ist auch nicht nötig, Bill«, erwiderte ›John Sinclair‹ kühl. »Du und Sheila, ihr befolgt genau meine Anweisungen, dann wird euch nichts geschehen.«

»Einen Dreck werde ich tun!« schrie der Reporter.

»Bill, ich bitte dich. Sei ruhig.« Sheila hatte gesprochen. Ihre Stimme klang rauh.

»Halt du dich da raus!« brüllte Bill Conolly wieder.

Trotz der auf ihn gerichteten Waffe stapfte er auf ›John Sinclair‹ zu.

»So, jetzt werden wir mal deutlich miteinander reden…«

Da drückte ›John Sinclair‹ ab. Eiskalt und ohne daß auch nur ein Muskel in seinem Gesicht zuckte, zog er den Stecher durch.

Hautnah jaulte die Kugel an Bills linkem Ohr vorbei und klatschte in die Wand.

Der Reporter blieb wie vom Donner gerührt stehen. Sheila unterdrückte nur mühsam einen Schrei.

Zu absurd, zu wahnsinnig war das, was ›John Sinclair‹ getan hatte.

»Ich hoffe, wir verstehen uns jetzt«, sagte der ›Inspektor‹. »Beim nächstenmal setze ich dir die Kugel genau zwischen die Augen, Bill.«

Der Reporter schluckte nur. »Okay, John«, flüsterte er, »du hast gewonnen. Und was nun?« Bill Conolly ging zu einem Sessel und setzte sich auf die Lehne.

Sheila hatte auf der breiten Couch Platz genommen, direkt neben dem bewußtlosen Superintendenten. Sie hielt die Hände ineinander verkrampft. Man sah ihr an, daß sie sich nur mit Mühe beherrschen konnte.

›John Sinclair‹ stand so, daß er beide im Blickfeld hatte. Noch immer regte sich in seinem Gesicht kein Muskel. Die Augen blickten wie Murmeln. Leblos, kalt.

»So«, sagte ›John Sinclair‹, »nun zu meinem Plan. Einer von euch wird Powell umbringen!«

Die Worte tropften wie flüssiges Blei in die herrschende Stille.

Sheila faßte sich als erste.

»Nein«, ächzte sie, »nein, das darf nicht wahr sein! Das ist unmöglich, das kannst du nicht verlangen!« In einer schützenden Gebärde legte sie ihren Arm um den Bewußtlosen.

›John Sinclair‹ lächelte kalt. »Von dir verlangt es auch keiner. Dein Mann soll es tun!«

Bill schüttelte stumm den Kopf. Dann sagte er mit schwerer Stimme: »Ich werde ihn nicht töten. Nur über meine Leiche.«

»Dann eben über deine Leiche«, gab ›John‹ zurück und hob die Pistole um ein winziges Stück.

Die Mündung zielte jetzt auf Bills Kopf.

»Nun?« fragte ›John‹ gedehnt.

Die Zeit schien stillzustehen in diesen Sekunden. Beinahe körperlich spürbar lag die Spannung in der Luft.

»Ich warte nicht mehr länger«, klirrte ›Johns‹ Stimme.

Bill stützte sich vom Sessel ab. »Gut, ich tu's«, sagte er dann schleppend.

»Nein, das darfst du nicht tun!« schrie Sheila. »Bill, um Himmels willen, denk doch an die Folgen!« Sheila sprang auf, wollte auf ihren Mann zulaufen.

»Bleib stehen!« ›John‹ machte eine halbe Körperdrehung, richtete die Waffe für einen winzigen Moment auf Sheila.

Diese Zeitspanne der Ablenkung reichte dem Reporter. Aus dem Stand hechtete er vor. Seine Handkante säbelte durch die Luft, versuchte ›John Sinclairs‹ Waffenarm zu treffen.

Doch der ›Inspektor‹ reagierte gedankenschnell. Er steppte zur Seite, gleichzeitig fuhr sein Arm mit der Pistole hoch. Und während Bills Schlag ins Leere zischte, traf ›Sinclair‹ genau.

Der Pistolenlauf dröhnte dem Reporter gegen die Schläfe.

Bewußtlos sackte Bill Conolly zusammen.

Sheila hielt es nicht länger auf ihrem Platz. »Bill!« schrie sie und rannte auf ihren Mann zu.

›Sinclairs‹ Faustschlag trieb sie wieder zurück. Zum Glück fiel Sheila in einen Sessel.

»Es hätte nicht zu sein brauchen«, sagte ›John Sinclair‹ eisig. »Du hast es dir selbst zuzuschreiben. Da dein Mann ja jetzt ausgeschaltet ist, wirst du die Sache übernehmen. Ich will, daß du Powell tötest!«

Ein heftiges Schluchzen schüttelte Sheilas Körper. Ihre Nerven spielten einfach nicht mehr mit. Zuviel war auf sie in den letzten Minuten eingestürmt.

›Sinclair‹ riß die Frau hoch. »Hör auf zu flennen!« herrschte er sie an. »Los, pack dir den Bewußtlosen, und dann nach draußen.«

Sheila stolperte zur Couch. Sie bemühte sich, den Superintendenten hochzuwuchten, doch er war zu schwer.

»Ich schaff's nicht«, keuchte sie.

»Dann schleif ihn raus!« kommandierte ›Sinclair‹. »Faß ihn an den Schultern!«

Sheila nickte. Ihre Hände griffen unter Powells Achselhöhlen.

Ein Ruck, und der Bewußtlose fiel von der Couch. Seine Beine knallten auf den Teppich.

›Sinclair‹ stand schon an der Tür. »Hier geht's lang«, sagte er und stieß die Tür auf.

Sheila keuchte unter der Last. Die Kleidung klebte ihr schweißnaß am Körper. Einmal wäre ihr Powell bald aus den Händen gerutscht, doch im letzten Moment konnte sie ihn noch festhalten.

Sie gelangten nach draußen.

»Um das Haus herum!« befahl ›Sinclair‹.

»Was – was sollen wir da?« fragte Sheila keuchend.

»Wirst du schon merken!«

Ungeheuer lang kam Sheila der Weg vor. Doch schließlich hatte sie es geschafft.

Neben einer Gruppe Tannen konnte sie innehalten.

Schwer atmend richtete sich Sheila Conolly auf. Es war mittlerweile völlig dunkel geworden. Der Himmel war frei von Wolken, und die unzähligen Sterne funkelten wie Diamanten. Es war eine selten schöne Sommernacht.

»Habt ihr Gartengeräte?« fragte ›Sinclair‹.

Sheila zögerte einen Augenblick, dann nickte sie.

»Doch einen Spaten?«

»Ja.«

»Dann hol ihn!«

»Aber was soll ich denn mit einem Spaten? Ich meine, ich…«

›Sinclair‹ schnitt ihr mit einer knappen Handbewegung das Wort ab. »Du wirst ihm ein Grab schaufeln!«

Sheila hatte das Gefühl, einen elektrischen Schlag erhalten zu haben. Ihre Augen weiteten sich entsetzt. Namenloses Grauen erfaßte sie.

Das durfte nicht wahr sein! Das war unmöglich! Sie sollte die Totengräberin von Superintendent Powell werden. Schon allein der Gedanke daran ließ ihre Nerven vibrieren.

»Das Gerät liegt im Keller«, flüsterte Sheila.

»Nicht schlimm. Wir haben Zeit.«

Sheila mußte wieder vorgehen. Im Keller stand tatsächlich ein Spaten. Er war noch nicht gebraucht. Die grüne Farbe des Schaufelblatts leuchtete.

»Laß dir nur nicht irgendwelche Dummheiten einfallen«, warnte ›John‹ und deutete mit der freien Hand auf den Spaten. »Eine Revolverkugel ist auf jeden Fall schneller.«

Sheila nickte verkrampft. Sie hatte tatsächlich mit dem Gedanken gespielt.

Zehn Minuten später standen sie wieder neben dem bewußtlosen Powell.

»Los, fang an!« befahl ›Sinclair‹.

Sheila Conolly stieß den Spaten in die weiche Erde. Während sie grub, liefen die Tränen an ihren Wangen hinunter.

›Sinclair‹ trieb sie mit knappen Worten immer mehr zur Eile an.

Und Sheila gehorchte, mußte tun, was diese Bestie sagte.

Es dauerte fast eine Stunde, dann war das Grab fertig. Es hatte nicht die gleiche Tiefe wie ein normales Friedhofsgrab, aber für ›Sinclairs‹ Zwecke reichte es.

»Gut!« sagte der ›Inspektor‹.

Sheila warf den Spaten zu Boden. Sie wußte, was jetzt kam, und doch trafen sie die Worte wie ein Schock.

»Leg ihn rein!« sagte ›Sinclair‹.

»Nein, das kannst du nicht…«

»Mach schon!« zischte ›Sinclair‹.

Sheila zog den Bewußtlosen um den Erdhaufen herum und ließ ihn dann in das Grab rutschen.

»So ist es gut!« ›Sinclair‹ lachte. »Und jetzt brauchst du ihn nur noch zuzuschaufeln.«

Sheila bückte sich schwerfällig und griff nach dem Spaten. Die erste Schaufel Erde fiel auf Powells Körper.

Die zweite Schaufel.

Die dritte…

In diesem Augenblick öffnete Superintendent Powell die Augen…

***

Bill Conolly ächzte schwer. Intervallweise erlangte er das Bewußtsein wieder.

Mühsam stemmte sich der Reporter hoch, legte seine Arme auf die Sessellehnen und verharrte in kniender Stellung.

Sein Kopf fühlte sich an wie ein Ballon, der kurz vorm Platzen steht.

»Teufel, ist mir schlecht«, stöhnte Bill.

Der Reporter ruhte sich einige Minuten aus, dann unternahm er den Versuch, auf die Beine zu gelangen.

Er schaffte es beim dritten Anlauf.

Wie ein Betrunkener torkelte er durch den Livingroom, wankte durch die Tür und suchte den Weg zu dem luxuriös eingerichteten Bad.

Tief atmete Bill ein und aus. Das Würgegefühl verschwand. Mit zitternder Hand drehte Bill einen Wasserhahn auf.

In dickem Strahl sprudelte das Wasser in das Waschbecken. Bill beugte sich nach vorn und hielt seinen Kopf unter den Wasserstrahl. Er tat es so lange, bis ihm die Luft knapp wurde.

Pfeifend atmete er ein, schloß für Sekunden die Augen und riß sie wieder auf.

Mit einem Handtuch trocknete er sich das Gesicht ab.

In diesem Augenblick fiel ihm siedendheiß ein, was eigentlich geschehen war.

»Um Himmels willen, Sheila!«

Bill lief zurück in die Wohnhalle. Auf der Türschwelle blieb er stehen.

Keine Spur von Sheila und John Sinclair.
Bill Conollys Magen zog sich zusammen. Seine Knie begannen plötzlich zu zittern.
John Sinclair hatte von ihm einen Mord verlangt. Bill hatte sich geweigert. Es war zu einem Kampf gekommen, er war bewußtlos geschlagen worden. Und in der Zwischenzeit…
Bills Gedanken stockten.
Was hatte John Sinclair mit Sheila angestellt? Wohin war er mit ihr verschwunden?
Hatte er sie schon umgebracht? Der Gedanke daran trieb Bill Conolly den Schweiß auf die Stirn. Er sah in John nicht mehr einen Freund, sondern einen Mann, den er vernichten mußte.
So schnell er konnte, lief Bill ins Schlafzimmer. Dort hatte er in der Nachttischlade seine Pistole liegen. Bill steckte die Waffe in den Hosenbund, nachdem er sich davon überzeugt hatte, daß das Magazin gefüllt war.
Bill war schon in der großen Diele, als das Telefon summte.
Die Conollys hatten in mehreren Zimmern Apparate stehen, unter anderem auch in der Diele.
Bill stoppte und riß den Hörer von der Gabel.
»Conolly!«
»Ich bin's, John«, hörte er eine gehetzte Stimme…

***

Erst gab es einen gewaltigen Ruck. Dann fühlte John Sinclair ein nie gekanntes Schwindelgefühl, und danach dachte er, sein Körper würde auseinandergerissen.
Plötzlich war alles vorbei.
John schüttelte sich wie ein begossener Pudel.
Er merkte, daß er auf dem Rücken lag, die Augen weit aufgerissen.
Der Inspektor rappelte sich auf. Das Schwert lag nach wie vor in seiner Hand.
Verwundert blickte sich John Sinclair um. Er lag auf einer Wiese oder einem Feld. Er trug noch immer die gleiche zerfetzte und verdreckte Kleidung wie in Spanien. Aber der Tunnel der Zeiten hatte ihn wieder losgelassen. Er war nicht in der Unendlichkeit verschwunden.
Es war Nacht. Sterne funkelten am Himmel. Eine leichte Brise wehte. Es roch nach Feld und Wald.
Irgendwie heimisch, fand John. Sollte er tatsächlich in England gelandet sein?
»Du bist in England«, hörte er in seinem Rücken eine Frauenstimme.
John wirbelte herum.
Ramona Navarra stand vor ihm. Sie lächelte, nickte John zu.

»Ich habe mein Versprechen gehalten«, sagte sie. »Tu du es jetzt auch.«
Der Geisterjäger mußte sich räuspern, ehe er sprechen konnte.
»Keine Angst, ich werde dich nicht umbringen. Doch wo sind wir hier?«
»In der Nähe eines kleinen Ortes. Nicht weit von London. Bevor wir in den Tunnel der Zeiten eintauchten, konnte ich noch die magischen Formeln sprechen. Sonst wären wir in der Unendlichkeit verschollen oder in eine andere Dimension geschleudert worden, in der man sehnsüchtig auf dich wartet.«
»Dr. Tod?«
»Ja.«
John gab keine Antwort. Er setzte sich kurzerhand in Bewegung. Der Inspektor ahnte, daß es auf jede Minute ankam.
Mit langen Schritten lief er über die Wiese und erreichte bald das schmale Band einer Straße.
John sah sich um. Einige hundert Yards weiter hoben sich die Konturen eines Dorfes wie ein Scherenschnitt vor dem silbernen Mondlicht ab.
John atmete auf. Wo ein Ort ist, sind auch Menschen.
Zügig ging er los. Hinter sich hörte er die Schritte der Sängerin.
Nach einer Weile war sie an seiner Seite.
»Ich kann dir jetzt nicht mehr helfen«, sagte sie. »Du mußt von nun an allein weitermachen.«
»Werde es schon schaffen!« knirschte John.
Er überlegte bereits, ob er die Untote nicht doch endgültig töten sollte.
Es war das beste. Ein kurzer Schwerthieb, und…
Nein, John verwarf diesen Gedanken wieder. Er konnte Ramona Navarra auch anders ausschalten. Sie würde für die Wissenschaftler ein dankbares Objekt sein.
Ein Unbeteiligter hätte das Paar auf der Landstraße für Penner halten können. Sie in einem zerfetzten Kleid und er auch nicht gerade in einem salonfähigen Aufzug.
Das Dorf tauchte auf.
›Opington‹, las John auf einem Schild.
Der Inspektor stutzte, überlegte einen Augenblick, und dann kam ihm die Erkenntnis.
Opington lag im Süden von London, höchstens fünf Meilen von Bills und Sheilas neuer Bleibe entfernt.
Mit frischen Kräften marschierte John Sinclair weiter.
Die Dorfstraße war neu asphaltiert worden. Der Teergeruch lag noch in der Luft.
John suchte die Polizeistation. Meist lag sie in diesen Ortschaften an

der Hauptstraße.

Außer dem Geisterjäger und Ramona Navarra befand sich niemand auf der Straße. Alles wirkte wie ausgestorben, fast tot.

Nur vereinzelt brannte Licht hinter den Fenstern.

Plötzlich hörte John hinter sich ein unterdrücktes Stöhnen. Er blieb stehen und wandte den Kopf.

Ramona Navarra war etwas zurückgeblieben. Sie taumelte auf eine Hauswand zu und lehnte sich schwer dagegen.

»Ramona, was ist?« rief John.

Er war mit ein paar Schritten bei ihr.

Die Sängerin starrte ihn an. »Er rächt sich«, stöhnte sie. »Dr. Tod kann niemand entkommen. Aaahhh…«

Die Frau brach zusammen. Sie hatte die Hände vor den Leib gepreßt, wand sich unter unsäglichen Schmerzen.

John Sinclair sah mit Entsetzen, wie ihre Haut blasser wurde, ja, durchscheinend.

Die blanken Knochen schimmerten hindurch…

Noch einmal öffnete Ramona den Mund. »Er holt mich zurück«, gurgelte sie, »zurück in sein Reich. Ich – ich sehe ihn. Nein! Nicht! Nicht!« schrie sie schrill. »Das Feuer! Das Feuer!«

Urplötzlich spaltete ein Blitz die Dunkelheit. Die feurige Lanze fuhr in den Leib der Sängerin. Für den Bruchteil eines Augenblicks zischte eine Flamme auf, und dann war alles vorbei.

Ramona Navarra war verschwunden!

John Sinclair war unwillkürlich zurückgesprungen. Jetzt trat er wieder vor und starrte auf die Stelle, an der Ramona Navarra noch vor wenigen Sekunden gelegen hatte.

Ein kalter Schauer lief John über den Rücken. Wieder hatte Dr. Tod seine Macht demonstriert. Dieser Teufel ließ niemanden entkommen.

Ramonas Schrei war gehört worden. Irgendwo wurde ein Fenster aufgerissen.

»Was ist da los, verdammt noch mal?« brüllte eine wütende Männerstimme.

John verschwand gedankenschnell in einen Hauseingang.

Auf der gegenüberliegenden Straßenseite beugte sich ein Mann über die Fensterbrüstung, schaute nach links und rechts und schlug das Fenster dann wieder zu.

John atmete auf.

Jetzt hieß es, die Polizeistation zu finden.

Der Geisterjäger hetzte los. Endlich – etwa zehn Minuten später – hatte er sie entdeckt.

Die Dienststelle befand sich in einem Eckhaus. Alles war dunkel.

John fand eine Klingel und legte seinen Finger auf den Knopf.

Er mußte zweimal schellen, ehe sich drinnen etwas rührte.

Dann wurde die Tür aufgerissen.
Ein dickbäuchiger Beamter stand vor ihm. Der Mann trug einen blauen Bademantel und sah nicht gerade aus, als wäre er über die Störung erfreut.
Ehe er etwas sagen konnte, übernahm John das Wort. »Ich bin Inspektor Sinclair von Scotland Yard. Es liegt ein Notfall vor. Bitte, lassen Sie mich telefonieren.«
»Sind Sie eigentlich wahnsinnig?« polterte der Beamte los. »Besoffen, was? In diesem Aufzug und mit dem Ding da in der Hand…«
John ließ den Mann gar nicht weiter ausreden. Er schob ihn kurzerhand zur Seite und tauchte in dem kleinen Flur ein.
Die Tür zum Dienstraum stand offen.
John machte Licht.
Hinter sich hörte er die wütende Stimme des Beamten. Da polterte der Mann auch schon herein.
»Ihnen werde ich's zeigen!« brüllte er und ging mit schwingenden Fäusten auf John zu.
John wollte eine Erklärung abgeben, doch ein Schlag auf die Leber raubte ihm die Luft.
Der Inspektor ließ das Schwert fallen, wich einem nächsten Faustschlag geschickt aus und ging seinerseits zum Angriff über.
John brauchte noch nicht mal fünfzehn Sekunden, dann war der Beamte ausgeknockt.
»Tut mir leid«, sagte der Geisterjäger, »aber es ging nun mal nicht anders.«
Das schwarze Telefon stand auf dem Schreibtisch.
Bill Conollys Nummer kannte John auswendig. Er hob den Hörer ab und setzte die Wählscheibe in Bewegung.
Hoffentlich war noch nicht alles zu spät…

***

Sheila Conolly ließ den Spaten fallen, als wäre er ein glühendes Stück Eisen. Sie sah Powells ungläubigen Blick, mit dem er sie anstarrte.
Die Frau wankte zurück. Ein trockenes Schluchzen entrang sich ihrer Kehle, und dann drehte Sheila durch.
Sie warf sich auf dem Absatz herum und hetzte los.
Nur weg hier! Weg von der Stätte des Grauens! hämmerte es in ihrem Hirn.
In ihrem Gesicht spiegelte sich ihr Seelenzustand wider. All die Verzweiflung, die Angst, ließen ihre sonst ebenmäßigen Züge zu einer Grimasse werden.
›Sinclair‹ war von Sheilas Reaktion überrascht worden. Bevor er sich in Bewegung setzte, hatte die Frau schon einigen Vorsprung. Mit langen Schritten rannte sie in Richtung Haus.

Der ›Inspektor‹ preßte einen Fluch zwischen den Zähnen hervor und nahm augenblicklich die Verfolgung auf.

Sheila hatte keine Chance.

Nach zwei Sekunden befand sich ›Sinclair‹ schon dicht hinter ihr. Ein Hechtsprung, und der Mann prallte gegen ihre Beine.

Sheila Conolly wurde zu Boden geschleudert.

Sofort war ›Sinclair‹ über ihr.

»Willst du unbedingt sterben?« zischte er. Hart drückte er die Waffenmündung gegen Sheilas Schläfe.

Unbeweglich wie eine Statue lag Sheila Conolly auf dem Boden. Sie wußte, daß sie verloren hatte. Ihr Herz hämmerte gegen die Rippen. Ihr Atem ging schnell und keuchend.

›Sinclair‹ riß sie hoch.

Er drehte ihren Kopf so, daß sie genau in sein Gesicht blicken mußte. ›Sinclairs‹ Augen waren kalt und unbewegt. Nichts verriet, was in ihm vorging.

Die Pistolenmündung drückte jetzt gegen Sheilas Hals. »Du tust genau, was ich dir sage«, flüsterte ›Sinclair‹. »Du wirst Powell zuschaufeln, verstanden?«

»Aber – aber er lebt doch.«

»Spielt das eine Rolle?«

Sheila Conolly fehlten die Worte bei soviel Grausamkeit. Dieser Mann scheute sich nicht, einen Menschen bei lebendigem Leibe begraben zu lassen.

Sheila durfte gar nicht weiter darüber nachdenken, was in John gefahren war. Er hatte sich zu einer mordgierigen Bestie verwandelt. Ein Menschenleben, das für ihn früher das Höchste aller Werte gewesen war, bedeutete nun nichts mehr.

›Sinclair‹ stieß die Frau herum. »Geh jetzt!«

Mehr taumelnd setzte sich Sheila in Bewegung. Ihre Beine wollten einfach nicht mehr gehorchen, ein dumpfer Druck lastete auf ihrem Körper.

Plötzlich blieb sie wie angewurzelt stehen.

Ihre Augen weiteten sich, als sie das offene Grab ansah.

Superintendent Powell war dabei, aus der Grube zu klettern.

»Verdammt!« hörte sie in ihrem Rücken die Stimme des ›Inspektors‹.

Dann raste ›Sinclair‹ an ihr vorbei, bückte sich und packte blitzschnell den Spaten.

Powell hatte den Kopf gedreht.

Mit einem irren Blick in den Augen starrte er auf ›John Sinclair‹.

Der ›Inspektor‹ holte aus.

Der Spaten zischte durch die Luft. Es war ein Schlag, der einem Mann glatt den Schädel gespalten hätte.

Doch Superintendent Powell, der Mann, der angeblich mit seinem

Bürostuhl verwachsen war, reagierte, wie man es nie von ihm erwartet hätte.

Im letzten Moment zog er den Kopf ein.

Das Spatenblatt fegte über seinen Schädel und knallte in den Erdhaufen.

Von der Wucht des Schlages wurde ›Sinclair‹ nach vorn gerissen.

In derselben Sekunde spürte Sheila eine Hand auf ihrer Schulter.

Sie stieß einen gellenden Schrei aus!

***

»Nein!« Bill Conolly heulte das Wort hinaus. In diesen Augenblicken begriff er gar nichts mehr. John Sinclair, der vorhin bei ihm im Wohnzimmer…

»John, das ist unmöglich. Verdammt, wo bist du denn?« Bills Stimme überschlug sich.

Der Geisterjäger wußte in diesen Sekunden, daß schon etwas passiert war.

»Bill, was ist geschehen?« drang seine fordernde Stimme aus dem Hörer.

»Das fragst du noch? Ausgerechnet du?« Bill Conolly war nicht mehr zu halten. »Los, sag schon, wo hast du Sheila hingeschleppt, du verdammtes Schwein? Ich werde dich in Fetzen reißen, wenn ich dich zwischen die Finger bekomme!«

An Powell dachte der Reporter in diesen Augenblicken nicht.

Die Sorge um seine Frau machte ihn halb wahnsinnig.

»Nun mal langsam, Bill«, sagte John. »Erzähl bitte alles der Reihe nach. Ich habe keine Ahnung, was bei euch vorgefallen ist«

»Tu doch nicht so, zum Teufel! Du hast mich doch vor zehn Minuten oder einer halben Stunde bewußtlos geschlagen. Dann bist du mit Sheila verschwunden. Und Powell lag auf der Couch. Er war bewußtlos. Ich sollte ihn töten. Ich…«

Der Reporter brach ab. Er war völlig durcheinander, was John bereits an seinen Erklärungen festgestellt hatte.

»Ich bin in spätestens einer Viertelstunde bei euch«, sagte der Geisterjäger. »Und noch eins, Bill. Ich habe einen Doppelgänger. Doppelgänger, verstehst du?«

»Ja«, erwiderte Bill Conolly schwach.

Er wollte noch etwas hinzufügen, doch da hatte der Inspektor bereits aufgelegt.

Doppelgänger! Bill schüttelte den Kopf. Sollte es dies tatsächlich geben?

Bill verstand die Welt nicht mehr. Er hatte schon gegen Geister und Dämonen gekämpft, aber so etwas war ihm noch nicht vorgekommen.

Plötzlich erinnerte sich Bill wieder an seine eigentliche Aufgabe.

Himmel, er mußte Sheila finden!

Bill rannte nach draußen. Der Bentley stand noch dort. Aber hinter dem Haus hörte er Geräusche.

Bill zog seine Waffe aus dem Hosenbund. Auf Zehenspitzen ging er los, bog um die Hausecke und versteifte sich unwillkürlich, als er das Bild sah, das sich seinen Augen bot.

Zuerst entdeckte der Sheila. Sie stand unbeweglich auf ihrem Platz, von Grauen gelähmt.

›John Sinclair‹ holte soeben mit einem Spaten aus, um Superintendent Powell den Schädel zu spalten.

Bill hetzte los. Er wußte, daß er den Schlag nicht mehr verhindern konnte, aber er konnte Sheila aus der Gefahrenzone holen.

Der Rasen dämpfte Bills Schritte. Wie ein Schatten tauchte er hinter Sheila auf und zog sie an der Schulter zurück.

Sheila schrie auf.

Da erkannte sie ihren Mann.

Ihr Schrei endete in einem befreiten Schluchzen. Sie wollte sich Bill an den Hals werfen, doch der Reporter schob sie weg.

»Lauf, Sheila! Flieh!« zischte Bill. »Los, weg von hier!«

Bill riß seine Frau zur Seite und schubste sie auf das Haus zu.

Sheila begann zu rennen. Bill atmete auf. Wenigstens sie hatte er gerettet.

»Das nützt dir auch nichts mehr«, hörte er ›Johns‹ Stimme.

Bill wirbelte herum.

Durch sein Auftauchen war ›Sinclair‹ von Powell abgelenkt worden. Der Reporter hatte dem Superintendenten in diesen Augenblicken das Leben gerettet.

Bill hob seine Waffe. »Ich glaube, jetzt reden wir mal deutlich miteinander«, sagte er mit ätzender Stimme.

›Sinclair‹ lachte. »Was hast du vor, Bill? Auf deinen besten Freund schießen?«

›Sinclair‹ hatte den Spaten fallen gelassen. Demonstrativ hob er beide Arme.

»Nun, Bill? Was ist? Ich bin wehrlos. Ich habe keine Waffe in der Hand. Traust du dich nicht, abzudrücken? Denk doch mal an die vielen Kämpfe, die wir beide schon bestanden haben. Wie oft habe ich dir das Leben gerettet! Oder du mir. Und jetzt willst du einfach schießen, als wenn nichts gewesen wäre?«

›John‹ war während dieser Worte immer näher auf Bill zugegangen, und der Reporter wich zwangsläufig zurück.

»Bleib stehen!« keuchte Bill. »Du bist nicht John Sinclair. Nicht der, den ich kenne.«

›Sinclair‹ lachte. »Und wer bin ich dann?«

»Ein Doppelgänger. Von einem Satan erschaffen.«

Wieder lachte der ›Inspektor‹. »Bist du dir dessen so sicher, Bill? Wer hat dir das überhaupt gesagt?«

»Der echte John Sinclair.«

»Aha. Und du weißt genau, daß es auch wirklich der echte John Sinclair war?«

»Wer denn sonst? John Sinclair käme nie auf die Idee, seinen eigenen Chef und seine besten Freunde umbringen zu wollen.«

»Da ist was dran«, sagte ›John‹. »Aber vielleicht ist alles nur ein Bluff? Eine Illusion. Komm, Bill, gib mir deine Waffe. Wir werden in Ruhe reden.«

›Sinclair‹ tat wieder einige Schritte und streckte seinen rechten Arm aus. Er hielt Bill die geöffnete Handfläche entgegen.

Plötzlich sah der Reporter hinter ›John‹ eine Bewegung. Powell hatte sich aus dem Grab aufgerafft.

Unsicher taumelte er auf die beiden Männer zu.

»Schießen Sie, Conolly!« brüllte er. »Schießen Sie!«

Während die Worte des Superintendent noch in Bills Ohren gellten, hechtete ›Sinclair‹ vor.

Da drückte Bill ab.

***

John Sinclair war bleich wie ein Leichentuch, als er den Hörer auf die Gabel legte.

Bills wirre Erklärungen schwirrten durch seinen Schädel. Und der Geisterjäger mußte sich eingestehen, daß sich seine schlimmsten Befürchtungen bewahrheitet hatten.

Sein Doppelgänger war bereits am Werk! Und er hatte sogar Powell in das grausame Spiel mit einbezogen.

In diesem Augenblick kam der Polizist zu sich.

John hörte die stöhnenden Laute in seinem Rücken.

Er wirbelte herum und beugte sich zu dem am Boden Liegenden nieder.

»Haben Sie einen Wagen?«

Der Mann war noch immer benommen. »Nein – aber ein Motorrad.«

»Wo steht es?«

»Im Hof.« Der Polizist wollte sich aufrichten, doch John drückte ihn wieder zurück.

»Wie komme ich dahin?«

»Dort. Durch die Tür.«

John Sinclair schnellte hoch. Er packte das Schwert und lief zu der bezeichneten Tür.

Der Schlüssel steckte.

John drehte ihn herum und riß die Tür auf. Eine Sekunde später stand er in dem schmalen Hof.

Das Motorrad lehnte an der Hauswand. John konnte in der Dunkelheit nicht erkennen, was für eine Marke es war. Aber das war egal. Wenn es nur ansprang…

Der Geisterjäger trat den Starter.

Es klappte beim zweiten Durchtreten.

Der Motor röhrte auf. John betätigte den Lichthebel. Das Schwert hatte er so in seinem Hosengürtel verhakt, das es mit der Scheide auf seinem linken Bein lag. So konnte er sich nicht verletzen.

Eine schmale Einfahrt wurde vom Scheinwerferlicht aus der Dunkelheit gerissen. John fuhr darauf zu und jagte schon wenige Herzschläge später die Straße entlang.

Jetzt kam es auf jede Sekunde an…

***

Die Kugel traf ›John Sinclair‹ mitten im Sprung. Der ›Inspektor‹ wurde gestoppt. Das Geschoß war in seine Brust gedrungen und hatte dort ein tiefes Loch gerissen.

›Sinclair‹ fiel auf den Rücken, rollte sich jedoch sofort herum und sprang wieder auf die Beine. Wieder stand er Bill Conolly frontal gegenüber.

Das nackte Entsetzen bannte den Reporter auf die Stelle. Das Kugelloch gähnte ihn an. Nicht ein Tropfen Blut quoll aus der Wunde. Das Stück Blei war in ›Sinclairs‹ Körper stecken geblieben.

›Sinclair‹ lachte schaurig. »Nun, Bill? Willst du es nicht noch mal versuchen?«

Der Reporter atmete schwer. Sein Blick flackerte. Unwillkürlich hatte er seine Rechte, die die Pistole hielt, gesenkt. Ihm kam alles völlig sinnlos vor.

Auch Superintendent Powell konnte das grausame Geschehen nicht begreifen. Fassungslos starrte er auf ›John Sinclair‹.

Totenstill war es geworden. Wie die berühmte Ruhe vor dem Sturm, dachte Bill Conolly.

›John Sinclair‹ übernahm wieder die Initiative. Er hatte die Pistole vorhin in die Jackentasche gesteckt. Jetzt zog er sie mit einer aufreizend langsamen Bewegung wieder hervor.

»Wen soll ich zuerst umlegen?« fragte er lächelnd. »Dich, Bill? Oder Powell? Sucht es euch aus. Kostet die Sekunden aus, die ihr noch am Leben seid.«

Plötzlich trat Superintendent Powell vor. »Erschießen Sie mich, Sinclair«, sagte er mit fester Stimme.

»Oh – ein Ehrenmann.«

›Sinclair‹ schien die Situation zu genießen. Er tippte Powell mit der Waffe an. »Hau ab, Alter. Dich übernehme ich als letzter. Du sollst wenigstens erleben, wie dein liebster Untergebener einen kleinen

Mord verübt.«
Sein hämisches Lachen war bühnenreif.
›Sinclair‹ drehte sich wieder Bill Conolly zu und hob den Arm mit der Waffe.
Unwillkürlich spannte der Reporter die Bauchmuskeln an.
Er, der bisher alle Gefahren gemeistert hatte, wußte nicht mehr weiter. Er war diesem Satan in Menschengestalt ausgeliefert.
Da drang das Geräusch eines fahrenden Motorrads durch die Stille.
›Sinclair‹ zuckte zusammen.
Aber Bill Conolly reagierte. Das ist John, dachte er und hechtete im gleichen Atemzug zur Seite.
›Sinclair‹ feuerte.
Das Projektil fegte an Bill vorbei und pflügte hinter ihm den Rasen auf.
Wieder stieß sich der Reporter ab, flog in einem wahren Panthersatz in ein Gebüsch.
Schüsse peitschten.
Über Bill rissen die Kugeln Laub und kleinere Zweige weg.
Bill preßte sich gegen die Erde.
Das Motorengeräusch war lauter geworden, dröhnte in seinen Ohren. Bill riskierte es und hob den Kopf.
Das Motorrad war auf das Grundstück gejagt, bog jetzt um die Hausecke.
Die Lichtbahn eines Scheinwerfers übergoß die Rasenfläche.
Der falsche ›Sinclair‹ hatte sich dem Neuankömmling zugewendet. Er brüllte haßerfüllt auf, als er den Geisterjäger erkannte.
»Stirb, du Hund!«
›Sinclair‹ riß die Waffe hoch, drückte ab.
John flog förmlich aus dem Sattel. Das Motorrad raste weiter und krachte in einen Buschgürtel, wo es gestoppt wurde und mit drehenden Rädern und röhrendem Motor liegenblieb.
Die Kugel war fehlgegangen. Unbeschadet kam John auf die Beine.
Für Sekunden starrten sich die beiden Gegner an.
John Sinclair kämpfte gegen John Sinclair. So etwas hatte es noch nie gegeben.
Der Geisterjäger sah aus, als wäre er geradewegs der Hölle entsprungen, was in gewisser Weise ja auch stimmte. Aber in seinem Gesicht hatte sich eine harte Entschlossenheit eingekerbt. Die Wunde auf seiner Wange brannte. Sie erinnerte ihn an Dr. Tod und daran, daß er ihn und seine Kreatur vernichten mußte.
John hatte das Schwert gezogen. Breitbeinig stand er vor seinem Gegner. Das Schwert lag ruhig und sicher in seiner rechten Hand.
Die Spitze zeigte nach oben.
Der falsche Sinclair war durch Johns Auftreten für einem Moment

aus dem Konzept gebracht worden. Die Pistolenmündung zielte an dem Geisterjäger vorbei.

Nur langsam kam John Sinclair wieder zu Atem. »Jetzt wird abgerechnet«, sagte er. Er erkannte seine Stimme kaum wieder, so rauh und kratzig klang sie. »Zu lange schon hast du dein verdammtes Unwesen getrieben.« John hob den Arm mit der Klinge.

»Dieses Schwert hier wird deinem unseligen Leben ein Ende bereiten. Ich werde dir den Kopf abschlagen!«

Für einen winzigen Augenblick flackerte die Angst in den sonst leblosen Augen des falschen Inspektors auf. Eine Kugel konnte ihm nichts anhaben – aber das Schwert…

Fieberhaft suchte der falsche Sinclair nach einem Ausweg aus dieser höllischen Situation. Glasklar war es für ihn, daß er gegen den echten John Sinclair ohne Chance war.

›Sinclair‹ duckte sich, wirbelte blitzschnell herum, hetzte mit langen Sätzen auf die Hausmauer zu und wollte an der Vorderseite entkommen.

John spurtete ebenfalls los. Er flog förmlich über den Rasen, holte alles aus seinem Körper heraus. Schon rannte sein Doppelgänger über den Weg, der hinunter zum Tor führte.

Der Geisterjäger keuchte. Noch einmal legte er einen Zahn zu.

Immer näher kam er seinem verhaßten Gegner. Noch zwei, drei Schritte…

Da warf sich ›Sinclair‹ herum.

John hatte nicht mehr damit gerechnet. Er prallte gegen seinen Doppelgänger.

Die Schwertspitze bohrte sich in dessen Brust. ›Sinclair‹ wurde regelrecht aufgespießt.

Aber so konnte man ihn nicht töten. Die Wunde, die entstanden war, blutete nicht einmal. Und es schien sogar, als würde sie dem falschen Sinclair neue Kraft geben, denn urplötzlich riß er sein Knie hoch.

John wurde voll getroffen. Der Schmerz jagte wie Feuer durch seinen gesamten Körper.

John kippte zurück, hatte aber die Geistesgegenwart, die Klinge aus der Brust zu ziehen und sie festzuhalten.

Und jetzt machte der falsche Sinclair einen Fehler. Anstatt sich auf John zu werfen, rannte er weg.

Sein Ziel war das Motorrad, das immer noch mit laufendem Motor und sich drehenden Rädern in dem Gebüsch lag.

Schon hatte ›Sinclair‹ die Maschine erreicht, richtete sie auf und schwang sich in den Sattel.

Der Lichtkegel des Scheinwerfers fuhr wie ein riesiger Geisterfinger durch den Garten und blieb an dem echten John Sinclair kleben.

›Sinclair‹ gab Gas.

Die Maschine bäumte sich auf. Gras und Erdklumpen spritzten weg.
Dann gewann das Motorrad an Fahrt.
Im höllischen Tempo jagte ›Sinclair‹ die kleine Anhöhe hinab.
Genau auf den Inspektor zu, den der Schmerz immer noch am Boden hielt.
John sah den grellen Scheinwerfer, der immer größer wurde, und er hörte das urwelthafte Dröhnen der schweren Maschine.
Du mußt hier weg! schrie es in ihm.
John raffte sich mit letzter Kraft auf und federte zur Seite.
Gerade noch rechtzeitig.
Haarscharf raste die Maschine an ihm vorbei. John spürte noch den Luftzug, dann war alles vorbei.
Der falsche Sinclair jagte durch das offene Tor des Grundstücks.
John Sinclair hätte heulen können vor Wut. Er ballte die Hände zu Fäusten und preßte die Zähne zusammen. Es half alles nichts.
Sein Doppelgänger war entkommen!
Da wankte eine Gestalt über den Rasen auf ihn zu.
Bill Conolly!
»John«, rief er, »nimm meinen Wagen. Du holst ihn ein. Bestimmt!«
Ehe der Inspektor eine Antwort geben konnte, warf ihm Bill schon die Wagenschlüssel zu.
John fing sie auf und lief los. Das »Danke« verschluckte er, er brauchte die Luft zum Atmen.
Zum Glück war das Garagentor offen.
Bill Conolly fuhr einen roten Porsche Targa, einen Flitzer par excellence.
John riß die Tür auf und faltete sich hinter das Steuer.
Der Porsche kam sofort.
John preschte aus der Garage, sah im Vorbeihuschen Bills Gestalt und war Sekunden später schon unten am Tor.
John riß den Porsche nach links. Er hatte vorhin noch soeben mitbekommen, in welche Richtung der falsche John Sinclair gefahren war.
John gab dem Porsche die Sporen. Die starken Scheinwerfer des Wagens machten die Nacht zum Tag.
Zum Glück war die Straße gut ausgebaut und auch die Kurven relativ übersichtlich. Dazu kam, daß John ein glänzender Fahrer war.
Fünf Minuten dauerte die Jagd.
Dann sah John das Motorrad.
Wie ein dicker, auf der Straße liegender Klumpen tauchte es plötzlich auf.
Der Geisterjäger grinste verbissen. Er dachte an sein Schwert, das er auf den Nebensitz gelegt hatte. Diesmal sollte ihm sein Doppelgänger nicht entkommen.

Unaufhaltsam holte John Sinclair auf. Zu seinem großen Glück herrschte kein Gegenverkehr.

Dreißig, zwanzig, zehn Yards noch.

Dann waren sie auf gleicher Höhe.

John ging etwas vom Gas. Er riskierte einen kurzen Blick aus dem Fenster.

›Sinclair‹ hockte wie ein sprungbereites Tier auf dem Motorrad.

Sein Gesicht war verzerrt.

Langsam überholte der Geisterjäger seinen Doppelgänger. Und ebenso langsam zog er den Porsche nach links.

Die Taktik war klar. John wollte den falschen Sinclair zur Seite drücken.

Zu beiden Seiten der Straße huschten Wiesen und Gartenzäune vorbei. Die Geschwindigkeit war hoch. Siebzig Meilen. Wenn der falsche Sinclair jetzt nicht langsamer fuhr, dann…

Johns Doppelgänger dachte nicht im Traum daran.

Er tat das, was normalerweise Irrsinn war. Er riß plötzlich den Lenker nach rechts.

Sekundenbruchteile später war es dann soweit. Blech kreischte gegen Blech. Der Porsche wurde zur Seite gedrückt. Das Motorrad kickte weg, hob vom Boden ab, durchbrach einen Wiesenzaun, überschlug sich, prallte gegen eine Bodenwelle und blieb krachend liegen.

Der Tank war geplatzt. Flammenzungen züngelten daraus hervor, und im Nu fing die Maschine Feuer.

Der falsche Sinclair war durch die Luft geflogen und wie vom Katapult geschleudert über die Wiese gesegelt. Ein normaler Mensch hätte diesen Sturz nicht überlebt, doch ›Sinclair‹ war ein Teufel.

Wie eine Marionette kam er wieder auf die Beine, fest davon überzeugt, den Inspektor endgültig abgeschüttelt zu haben.

Doch das war ein Irrtum.

John konnte nicht nur schießen und kämpfen, sondern auch Auto fahren.

Er hatte nach dem Zusammenprall sofort gegengelenkt und war wieder auf die Fahrbahnmitte gerutscht. Dies war auch nur möglich gewesen, weil John so gut wie keine Schrecksekunde hatte.

Jetzt trat der Geisterjäger auf die Bremse.

Die Reifen radierten quietschend den Asphalt. John wurde in seinem Gurt nach vorn gepreßt, doch er bekam den Porsche unbeschadet zum Stehen.

John löste den Gurt, packte das Schwert und sprang aus dem Wagen.

Er sah die lodernde Fackel, die das Motorrad einhüllte.

Wieder begann der Geisterjäger zu rennen.

Er flankte über den Straßengraben, sprang über einen Zaun und geriet auf eine Wiese.

John Sinclair lief, so schnell er konnte. Und da sah er auch schon seinen Doppelgänger.

›Sinclair‹ hetzte auf ein Waldstück zu, das im Westen lag. Noch hatte er John nicht entdeckt.

Der Geisterjäger warf alles an Energie und Kondition in diesen höllischen Lauf.

Und er holte auf.

Plötzlich wandte sich der falsche Sinclair um.

Ein Wutschrei entrang sich seiner Kehle, als er John sah.

»Hund!« brüllte er.

Schon war John heran. Noch im vollen Lauf schwang er das Schwert. Die Klinge fauchte durch die Luft, und ›Sinclair‹ konnte nur im letzten Moment wegtauchen.

Zu einem zweiten Schlag kam John nicht mehr, denn sein Doppelgänger unterlief ihn mit einer katzenhaften Bewegung.

Eine Faust wie ein Dampfhammer jagte in Johns Magen.

Der Geisterjäger knickte zusammen.

Darauf hatte ›Sinclair‹ nur gewartet. Zwei zu Würgeklammern gekrümmte Hände legten sich um Johns Hals. Tief gruben sich die Fingernägel in das straffe Fleisch.

Der Geisterjäger ächzte.

Weit riß er die Augen auf und blickte in sein eigenes Gesicht.

John setzte alles auf eine Karte, denn noch hielt er das Schwert in der Hand.

Seine Rechte beschrieb vom Boden her einen Halbkreis. Die Klinge blitzte auf – und trennte den Kopf vom Rumpf der Mordbestie.

Sofort lösten sich die würgenden Hände von Johns Kehle.

Der kopflose Torso knallte neben John Sinclair zu Boden. Aus weit aufgerissenen Augen verfolgte John, was nun geschah.

Ein Blitzstrahl zuckte vom Himmel und fraß sich in den Körper des Geköpften.

John rollte zur Seite und sprang auf.

Sekunden später war der Körper verbrannt.

Und der Kopf?

Der Mund war zu einem Schrei geöffnet, doch kein Laut drang zwischen den Lippen hervor. Für John Sinclair war es besonders grausam, denn der Kopf, der dort am Boden lag, hatte seine Gesichtszüge.

Es war ein Bild, das sich fest ins Johns Erinnerung grub. Nie würde er es aus seinem Gedächtnis streichen können.

Von einer Sekunde zur anderen zerfielen die Gesichtszüge, wurden schwammig und lösten sich zu einer zähen Flüssigkeit auf, die im Boden versickerte.

John taumelte ein paar Schritte zur Seite. Er fühlte, wie die Narbe

auf seiner rechten Wange brannte. Es wurde Zeit, daß er die Wunde nähen ließ, damit er kein Andenken für alle Zeiten zurückbehielt.

Nur langsam beruhigten sich die Nerven des Inspektors. John fingerte nach Zigaretten und zündete sich ein Stäbchen an.

Der Rauch beruhigte ihn kaum.

John hob das Schwert auf und ging mit unsicheren Schritten zur Straße.

Die Scheinwerfer eines Wagens tauchten auf.

Sekunden später quietschen Bremsen. Der Wagen, der gehalten hatte, war ein roter VW. Er gehörte Sheila Conolly. Bill hatte ihn gefahren.

Der Reporter stürzte auf John zu.

»Alles in Ordnung?« keuchte er.

Der Geisterjäger nickte schwer und stützte sich auf Bills rechte Schulter.

»Es gibt keinen zweiten John Sinclair mehr«, sagte er leise. »Er ist vernichtet.«

Bill grinste. »Ich will dir mal ehrlich was sagen, John. Zwei von deiner Sorte hätte ich auch nicht verkraften können. Einer macht schließlich schon genug Dummheiten.«

Obwohl John erschöpft war, konnte er sich ein Lachen nicht verbeißen. Er war froh, einen Mann wie Bill Conolly zum Freund zu haben. Denn Bill war jemand, auf den man sich echt verlassen konnte.

Und so etwas findet man in der heutigen Zeit äußerst selten.

ENDE